

Augsburger Volkskundliche Nachrichten

Zeit und Raum aus kultur- wissenschaftlicher Sicht

Essays eines Hauptseminars
von Franziska Bartels

Entwicklung des Zeitschriftenwesens

Die Entstehung der Familien-
zeitschriften und Illustrierten
*von Marion Fleischer
und Romy Schönwetter*

„Kurz und gut, für jeden fand sich das Richtige“ – Die Inselkultur Lummer- lands

Spezifika realer und fantastischer
Inselkulturen
von Samira Eisele

Berichte

Publikationen

Veranstaltungskalender

Universität Augsburg – Europäische
Ethnologie/Volkskunde
16. Jahrgang – Heft 1 – Nr. 31
Juli 2010 – Preis: 5,-

Liebe Freunde der Volkskunde!

Das Sommersemester geht langsam zu Ende. Am Fach hat sich einiges zugetragen: Privatdozent Dr. Friedemann Schmoll und Dr. Nicole Waibel haben beide eine eigene Stelle für ihre Forschungsprojekte von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt bekommen. Friedemann Schmoll stellt sein Projekt in diesem Heft vor, Nicole Waibel ihres im nächsten Heft.

Die Umstellung auf Bachelor/Master ist in vollem Gang. Im kommenden Jahr wird der erste Bachelor-Jahrgang bereits fertig werden – eh man sich versieht, ist man in der neuen Zeit angekommen. Unser KuK-Studiengang (Kunst- und Kulturgeschichte), den wir im Verbund mit der Bayerischen und Schwäbischen Landesgeschichte, der Didaktik der Geschichte, der Kunstgeschichte/Bildwissenschaft und der Klassischen Archäologie anbieten, läuft erfreulich gut und reibungslos. Ab dem Winter wird das neue Fach ergänzt durch die Musikwissenschaft – eine runde Sache! Wir haben die langen Jahre des Bangens um die sogenannten Kleinen Fächer in Augsburg gut überstanden, es geht aufwärts und volle Kraft voraus. Der Masterstudiengang ist fertig, der Promotionsstudiengang und eine fakultätsübergreifende Graduiertenschule ebenfalls. Die Studierenden haben nun in Augsburg das volle Studienspektrum zur Verfügung und das individuelle Fachprofil konnte erhalten bleiben. Wir sind stolz auf diese Leistung: es wird auch weiter eine Europäische Ethnologie/Volkskunde mit einem hohen Potential an Studierenden an der Universität Augsburg geben.

Ein paar wärmende Sonnenstrahlen für die kommenden Monate wünscht Ihnen

Me
Johanne Doring - Maier

Aufsätze

Zeit und Raum aus kulturwissenschaftlicher Sicht

Essays eines Hauptseminars

von Franziska Bartels 4

Entwicklung des Zeitschriftenwesens

Die Entstehung der Familienzeitschriften und Illustrierten

von Marion Fleischer und Romy Schönwetter 22

„Kurz und gut, für jeden fand sich das Richtige“ – Die Inselkultur Lummerlands

Spezifika realer und fantastischer Inselkulturen

von Samira Eisele 41

Berichte

Laudatio auf Frau Gerda Schurrer

Fachreferentin für Europäische Ethnologie/Volkskunde
an der Universitätsbibliothek Augsburg

von Anna Ruile 62

Europa und die „Europäische Ethnologie“

Zur Internationalisierung nationaler Wissenschaften
im 20. Jahrhundert – ein Forschungsprojekt

von Friedemann Schmoll 64

Second City Augsburg

Kreativmodelle & Diskussionsplattformen als Motor
der Stadtentwicklung

von Peter Bommas 69

Publikationen

verliebt – verlobt – verkauft?

Formen der Eheschließung von Frauen türkischer Herkunft
in Deutschland

besprochen von Anna Ruile 74

Medizinische Sprichwörter

Das große Lexikon deutscher Gesundheitsregeln

besprochen von Franziska Bartels 76

Kultur des Vergnügens

Kirmes und Freizeitparks, Schausteller und Fahrgeschäfte –
Facetten nicht-alltäglicher Orte

besprochen von Peter Bommas 78

Neu bei 54

vorgestellt von Gerda Schurrer 79

Veranstaltungskalender 83

Impressum 100

Zeit und Raum aus kulturwissenschaftlicher Sicht Essays eines Hauptseminars

von Franziska Bartels

Zeit und Raum sind Begriffe, mit denen wir täglich umgehen. Wir benutzen diese Worte ohne uns ihrer Herkunft und der Vielfalt ihrer Bedeutung bewusst zu sein. Im Wintersemester 2009/2010 bot Frau Prof. Dr. Doering-Manteuffel ein Hauptseminar mit dem Titel „Zeit und Raum aus kulturwissenschaftlicher Perspektive“ an, in welchem anhand ausgewählter Texte diese Konzepte hinterfragt wurden. Die insgesamt elf Texte konnten nur exemplarisch Schlaglichter auf Zeit und Raum werfen und selbstverständlich nicht alle diesbezüglichen Fragen klären. Jedoch stammten sie, um einen möglichst breiten Einblick zu ermöglichen, aus den verschiedensten Fachgebieten. Neben der Soziologie, der Anthropologie, der Psychologie und der Literaturwissenschaft kamen auch Historiker und Rechtswissenschaftler zu Wort.

Anstatt eine klassische Hausarbeit zu verfassen, war es die Aufgabe der Studierenden, zu jeder Sitzung einen Essay zu einem der Texte zu verfassen. Diese Seminarform, die sich in den vergangenen Semestern am Fach für Europäische Ethnologie/Volkskunde etabliert hat, ermöglicht den Studierenden eine intensive Diskussion und aktivere Auseinandersetzung mit der jeweiligen Thematik und führte in diesem Fall auch zu einer Erweiterung der individuellen Wahrnehmung. Im Folgenden darf ich als Seminarteilnehmerin eine Auswahl meiner Essays wiedergeben.

Vom Mond zum Monat

Elias, Norbert: Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main, 1984. S. 1-11.

Warum sehen wir ständig auf die Uhr? Warum achten wir darauf, welcher Wochentag gerade ist? Wie kann etwas, das vergeht und vom Menschen selbst synthetisiert wurde, so viel Macht über das Leben haben? Die Rede ist von der Zeit.

Mit der Geschichte dieser Synthese und der Frage, was Zeit ist, beschäftigt sich Norbert Elias in seinem Werk „Über die Zeit“. Es gibt Tag und Nacht, es gibt die Mondphasen, es gibt wiederkehrende Dürreperioden und es gibt den Verlauf der Jahreszeiten. Das ist nicht zu leugnen, es handelt sich um naturgegebene Tatsachen. Die ersten menschlichen Enklaven orientierten sich an diesen Faktoren, um zu wissen, wann es Zeit war zu Jagen, wann die Früchte reiften und wann die Kinder geboren wurden. Je größer die Enklaven wurden, umso wichtiger wurde es, zu planen, ob genug Nahrung für alle vorhanden war. Außerdem gab es stetig mehr überlieferte Erfahrungen über den Lauf der Zeit und periodisch wiederkehrende Ereignisse. So wurde aus einer Gesellschaft, in der Einzelereignisse das Leben dominierten, im Verlauf der Zeit eine Gesellschaft, die in der Lage war, zu begreifen, dass Dinge, die nicht zeitgleich existierten oder passiert sind, trotzdem wahr sind. Dies setzt die Fähigkeit zur Abstraktion voraus. Durch Kommunikation, Überlieferung und Schrift wurde es dem Menschen möglich, Zeitverläufe einzuschätzen und sich selbst im Verlauf der Zeit einzuordnen. Weitere Voraussetzungen für diesen Prozess waren einerseits mehrere Generationen von Menschen, die zusammen lebten und so in der Lage waren, Erfahrungen und Wissen zusammenzutragen, andererseits aber auch Ortsfestigkeit, denn nur mit ihr ist es möglich, zu wissen, ob ein Ereignis wirklich wiederkehrt oder ob es nur an verschiedenen Orten einmal auftritt.

Im Verlauf der Geschichte folgten weitere Abstraktionen. Statt nur die Mondphasen zu beobachten, imaginierte man Chronos, den Herrn über die Zeit, der später abgelöst wurde von der Zeit, einem personalisierten Begriff von etwas Abstraktem. Zeit ist nicht dinglich und doch spricht man von ihrem Verlauf und ihrer Dehnbarkeit. Je größer die menschlichen Enklaven wurden, desto weniger spielten die natürlichen Gegebenheiten für die Zeiteinteilung eine Rolle. Rund 29 Tage dauert eine Mondphase. Von diesen Mondphasen wurden die Monate abgeleitet. Dennoch stimmen beide nicht überein. Dafür fallen der kürzeste und der längste Tag des Jahres immer auf dasselbe Datum. Unsere Zeiteinteilung ist also an diesen offensichtlichen, physikalischen und naturgegebenen Grundlagen orientiert. Für uns selbst spielen diese Grundlagen aber eine untergeordnete Rolle. Wir sehen auf die Uhr oder in den Kalender, nicht auf den Mond oder den Sonnenstand.

Durch die Industrialisierung und Urbanisierung wurde nicht nur die Sammlung von Erfahrungen über den Zeitverlauf möglich, sondern es bestand auch die Notwendigkeit, Zeit zu messen. Die Menschen waren nicht mehr nur Selbstversorger, es gab auch Angestellte, die spätestens in den Fabriken feste Arbeitszeiten haben mussten, sie wollten regelmäßig ihren Lohn bekommen und es wurde wichtig, pünktlich Steuern und Abgaben zu bezahlen. Je weiter sich die Menschen von der Natur entfernten, umso wichtiger wurde ein abstrakter aber fix regulierter Zeitbegriff. Heute gilt Pünktlichkeit als eine Tugend, Zeit und ihren Verlauf nicht zu kontrollieren und sich nicht dem Zwang des Tickens einer Uhr zu unterwerfen, gilt hingegen als unsozial. Man fürchtet sich vor Zeitverlusten, ist unter Zeitdruck, differenziert zwischen genutzter und verschwendeter Zeit.

Aber durch übertragene Erfahrungen in Kombination mit der Möglichkeit, die Zeit zu messen, kann man überhaupt erst Geschichte schreiben, aus dieser lernen und Schlüsse für die Zukunft ziehen. Norbert Elias hat recht, wenn er sagt, dass es noch immer neben der soziologischen eine physikalische Ebene der Zeit gibt und dass wir schlecht daran tun, die Zeit als rein synthetisierten und personalisierten Begriff zu sehen. Um die Zeit zu verstehen, dürfen wir sie nicht mystifizieren.

Chronos findet man heute nur mehr in Märchen, Legenden oder auf alten Bildern. Wir wissen ebenso, dass nicht Helios, Selene und Eos über Tag und Nacht bestimmen, sondern es physikalische Ursachen für den offensichtlichen Verlauf der Zeit gibt. Es gibt jedoch auch eine Wendung weg von der Zeitmessung rein nach dem gregorianischen Kalender wieder hin zu einer Lebensgestaltung nach Mondphasen. Es gibt Bücher zu Themen wie Gärtnern oder Heilen mit dem Mond, die neben den verschiedenen Rundungsphasen des Mondes und den Gezeiten noch weitere Auswirkungen aufzeigen. Außerdem werden Statistiken gefertigt, die sich damit beschäftigen, ob Gewaltverbrechen oder Selbstmorde zu bestimmten Mondphasen zunehmen.

Was Zeit für uns bedeutet und woran es liegt, dass sie mehr als Tag und Nacht, Sommer und Winter ist, konnte Elias in diesem Abschnitt seines Textes „Über die Zeit“ nicht klären, wohl aber, wie unser heutiger Zeitbegriff zu Stande kam und dass wir ihn auch hinterfragen dürfen. Der Zeitbegriff entwickelt sich weiter und vielleicht kommt es ja in unserer

Zeit, über zwanzig Jahre nach der Veröffentlichung von Elias' Text, zu einer Veränderung der Einstellung der Menschen zur Zeit, die auch mit einem Begriff wie „Zeiten“ einher geht

Der Zeitwert von Mord

Weis, Kurt: Zeit der Menschen und Menschen ihrer Zeit: Zeit als soziales Konstrukt. In: Ehlert, Trude (Hrsg.): Zeitkonzeptionen, Zeiterfahrung, Zeitmessung – Situationen des Wandels vom Mittelalter bis zur Moderne. Ferdinand Schöningh. Paderborn, 1997. S. 155-178.

Wenn ein Mensch einen anderen verletzt oder tötet, kommt er heutzutage für eine bestimmte Zeit ins Gefängnis. Jeder kennt den Ausspruch „Zeit ist Geld“. Bedeutet dies, dass Körperverletzung oder Mord in Geldstrafen und diese dann in einen Zeitverlust durch Zeit im Gefängnis umgerechnet werden?

Welchen Gegenwert Zeit in unserer Gesellschaft hat und welche Bedeutung Zeit im Gefängnis hat sind nur zwei der Fragen, die Kurt Weis in seinem Aufsatz „Zeit der Menschen und Menschen ihrer Zeit – Zeit als soziales Konstrukt“ zu beantworten und zu erläutern versucht. Zu Beginn seines Aufsatzes beschäftigt sich Weis mit dem, was wir heute unter Zeit verstehen, nämlich Uhrzeit und Kalenderrechnungen. In Deutschland gehen wir bei dem Gedanken an Kalender nur von der christlichen Zeitrechnung aus. Es gibt neben dieser Zeitrechnung aber auch noch den jüdischen Kalender, der vom Datum der Erschaffung der Welt an rechnet, den muslimischen Kalender, den tibetischen Kalender und verschiedene buddhistische Zeitrechnungen, wobei sich jedoch die christliche Zeitrechnung immer weiter durchsetzt. Insgesamt waren und sind jedoch alle Kalenderrechnungen Versuche, Sonnen- und Mondrhythmus in ein gemeinsames Jahresschema zu bringen.

Zeitrechnung allein sagt aber nicht sehr viel darüber aus, was Zeit ist. „Zeit ist, was man daraus macht“,¹ so Weis. Zeit ist ein Zahlmoment der Bewegung und gleichzeitig ein ordnendes Prinzip. Mit der Ausdehnung der Zivilisation steigert sich die Sensibilität der Menschen für die Zeit. Für jeden Menschen ist klar, dass seine Lebenszeit begrenzt ist. Zeit ist für jeden von uns also die Spanne von der Geburt bis zum Tod. Dann gilt

es, diese Zeit mit Inhalt zu füllen und das tun wir einerseits individuell, andererseits aber auch kollektiv für eine große Gruppe von Menschen, durch kulturelle oder religiöse Inhalte.

Durch Zeitmessung und durch Erfahrung wurde den Menschen, oder genauer gesagt, den Juristen, die Meister im Ordnen sind, ein Instrument gegeben, nicht nur Zeitinhalte zu bestimmen, sondern auch Lebenszeit mit verschiedenen Reifegraden in ein Verhältnis zu setzen. Sie messen Reife ebenso in Jahren wie Schuld und Strafe. Es wurde ein Katalog erstellt, der einteilt, ab welchem Lebensalter ein Mensch welche Rechte hat. Dieser umfasst nicht nur Aspekte wie das Wahlrecht im Alter von 18 Jahren, sondern setzt auch einen Verfall der Reife im Alter voraus, der mit Einschränkungen der Rechte einhergeht. Demgegenüber stehen andere Kataloge. Die Anforderungsliste für das deutsche Sportabzeichen zum Beispiel geht davon aus, dass der körperliche Verfall eines Menschen schon mit dreißig Jahren einsetzt. Es handelt sich hier wie dort um Pauschalisierungen, die nicht auf jeden Einzelnen zutreffen.

Zeit spielt aber auch auf einer anderen Ebene unseres Rechtssystems eine Rolle. Früher wurde man für ein Verbrechen mit körperlicher Züchtigung oder dem Tode bestraft. Dann kamen die Uhren auf und verbreiteten sich in der Gesellschaft. Müßiggang wurde zum Laster erklärt und Zeit zu einem Handelsgut, was sich bis heute in dem Sprichwort „Zeit ist Geld“ widerspiegelt. Somit wurde die Fähigkeit über die Zeit anderer zu bestimmen zu einem wichtigen Aspekt von Macht. In diesem Zusammenhang entstanden die ersten Gefängnisse. Zeit im Gefängnis ist verlorene Lebenszeit, also letztendlich ein Verlust an Macht und Geld für den Gefangenen.

Im Gefängnis muss jeder Insasse seine Zeit mit Bedeutung füllen, seiner Zeit einen Sinn geben. Ohne eine Bedeutung würde die Zeit allzu langsam verstreichen. In der Gesellschaft außerhalb von Gefängnissen sehen wir uns immer stärker nach Entschleunigung, die kaum mehr möglich ist in einer Epoche, die vor Informationsüberflutung, Dauerunterhaltung und Arbeit nur so strotzt. Heute beneiden wir bisweilen Mönche, die zurückgezogen im Kloster oder Menschen, die als Einsiedler leben. Auch wenn kaum jemand bereit wäre, sein ganzes Leben gegen eine solche Askese einzutauschen, gibt es doch immer mehr Angebote für Meditationswochenenden oder Schweigeurlaub in Klöstern.

Weis resümiert, dass mit dem zunehmenden Zeitdruck, der steigenden Zeitangst der Menschen und dem wachsenden Zeitbewusstsein eine große Ironie einhergeht. Denn die Zeit, als deren Opfer sich so viele Menschen fühlen und der sich alle unterwerfen, ist ein soziales Konstrukt der Menschen selbst. Eine Frage, die Weis leider nicht beantwortet, ist die, nach welchen Überlegungen entschieden wurde, wie hoch die Zeitstrafe für welches Verbrechen sein sollte. Zeit ist Geld. Die Gefängnisstrafe bedeutet deshalb auch einen finanziellen Verlust für den Inhaftierten. Die höchste Strafe, die in Deutschland verhängt werden kann, heißt zwar „lebenslänglich“, umfasst aber lediglich 15 Jahre Gefängnis. Die Bestrafung für den Raub eines Menschenlebens erfolgt nach Meinung des Autors durch den Entzug von Zeit und somit auch von Geld. Es ist jedoch fraglich, ob dieser Zusammenhang plausibel ist, oder ob er verkürzt ein komplexes Problem der Strafgesetzgebung und des gesellschaftlichen Umgangs mit Verbrechen darstellt. Es wäre sicher keine verschwendete Zeit, sich hierüber nähere Gedanken zu machen.

Die gute alte Zeit?

Levine, Robert: Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen. Piper. München, 2008. S. 31-50.

Wer kennt nicht Aussagen wie „Früher war alles besser und die Menschen hatten noch Zeit“? Wir leben heute in einer Welt der Beschleunigung, in der das Tempo des Lebens stetig zunimmt. Zumindest denken wir das oftmals oder lesen es in Artikeln oder Büchern über Stressbewältigung.

Wir beziehen diese Feststellung automatisch auf die gesamte Welt, ohne uns Gedanken darüber zu machen, welche Kriterien die gefühlte Beschleunigung verursachen. Diesen Aspekten widmet sich Robert Levine in „Eine Landkarte der Zeit“ ebenso, wie dem Aspekt des Taktes des Lebens, der Tempo erst erlebbar macht. Der Takt unseres Lebens wird bestimmt von Arbeit und Pausen, regelmäßigen Terminen, der Synchronisation der eigenen Zeitplanung und Zeiteinteilung mit Anderen und den Abfolgen im Leben. Doch wie schnell dieser Takt abläuft und wie schnell wir ihn empfinden, ist nicht festgelegt.

Die Unterschiede im Lebenstempo sind von verschiedenen Faktoren abhängig. Jeder Mensch ist anders, so auch seine Wahrnehmung von Zeit und seine Fähigkeit, sie zu nutzen. Die Zeit, die eine Person für die Erfüllung einer Aufgabe benötigt, lässt sich nicht pauschalisieren. Auch hängt das Tempo von der Art der Aufgabe und vom jeweiligen Umfeld ab. Man merkt, wie stark diese Unterschiede im Lebenstempo sind, wenn man versucht, sich an das einer anderen Person oder sogar einer anderen Kultur anzupassen.

Doch wodurch wurde der Trend zur Beschleunigung ausgelöst? Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, dreht Levine die Zeit zurück zu dem Punkt, als wir Menschen noch Jäger und Sammler waren. Der Mensch lebte damals in einer Überflussgesellschaft. Mit einem Tag Arbeit war es möglich, die eigene Familie über mehrere Tage hinweg zu ernähren. Man hatte Freizeit im Überfluss. Als einer der wichtigsten Schritte hin zur Zivilisation, wie wir sie heute kennen, gilt die Entwicklung des Pfluges und die Sesshaftwerdung. Damit wurde es nötig, Tiere zu halten und zu pflegen, die den Pflug ziehen, solide Kornspeicher zu bauen und die Siedlung in Schuss zu halten. Das alles bedeutete Arbeit. Viele der Innovationen, die eine Arbeitserleichterung darstellen sollten oder als Zeichen des Fortschritts gewertet wurden und werden, bedeuten mehr Arbeitsaufwand als sie Erleichterung bringen. Fenster bringen mehr Licht, dafür muss man sie ebenso putzen, wie den Raum, den sie erhellen, da dort durch die größere Helligkeit der Schmutz sichtbar wird, um nur ein Beispiel zu nennen. Durch steigende Effizienz werden mehr Produkte geschaffen, was uns nicht nur zwingt, mehr zu konsumieren, sondern auch Preise und Qualität zu vergleichen. Das kostet Zeit. Diese Beispiele legen nahe, dass es einen Zusammenhang zwischen Beschleunigung und Wirtschaft gibt. Diesen Zusammenhang sowie andere Tempofaktoren untersuchte Levine anhand verschiedener Kulturen und verschiedener Städte und Stadtgrößen.

Je besser die Wirtschaft eines Landes funktioniert, je höher der Wohlstand ist, umso höher ist das Lebenstempo des entsprechenden Landes. Es stellt sich natürlich die Frage, in welcher Richtung hier die Kausalität verläuft. Sorgt ein schnelleres Lebenstempo für eine besser florierende Wirtschaft oder eine florierende Wirtschaft für eine höhere Lebensgeschwindigkeit? Diese Frage lässt sich nicht eindeutig klären. Der

Einfluss der Industrialisierung zeigt sich seit der Entstehung des Pfluges und bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Studien haben belegt, dass sich mit steigender Bevölkerungsdichte einer Stadt auch deren Lebenstempo erhöht. Warum das so ist, erläutert Levine nicht. Man könnte jedoch darüber nachdenken, ob es mit größeren Entfernungen, mehr Angebot oder mehr Konkurrenz zusammenhängen könnte. Dass auch das Klima beim Lebenstempo eine Rolle spielt, klingt auf den ersten Blick nach einem Klischee, wurde aber ebenfalls wissenschaftlich untersucht und nachgewiesen. Je wärmer es ist, umso geringer ist das Lebenstempo. Eindeutig erklären lässt sich der Zusammenhang nicht. Es gibt mehrere Ansätze, wie den der geringeren Notwendigkeit, teure isolierte Häuser und dicke Kleidung zu erwirtschaften, oder den der lähmenden Müdigkeit, die Hitze hervorruft, die vielleicht in Kombination diesen Zusammenhang erklären. Der fünfte und letzte Faktor, auf den Levine eingeht, sind die kulturellen Werte. „In Kulturen, in denen die sozialen Beziehungen Vorrang haben, findet sich auch eine entspanntere Haltung der Zeit gegenüber“,² will sagen, dass eine Gesellschaft je individualistischer sie ist, auch umso schnelllebiger ist.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass eine Region mit einer florierenden Wirtschaft, die in hohem Maße industrialisiert und sehr einwohnerstark ist, in der ein eher kühleres Klima herrscht und die individualistisch organisiert ist, das Lebenstempo besonders hoch ist. Was jedoch passiert, wenn nur zwei oder drei Faktoren zutreffen, erläutert Levine nicht. Außerdem ist schwer vorstellbar, dass eine hochindustrialisierte und individualisierte Millionenstadt mit blühender Wirtschaft am Nordpol sehr schnelllebig wäre, wohl aber, dass man schnell laufen würde, um aus der Kälte wieder heraus zu kommen.

Für viele seiner genannten Faktoren hat Levine keine Erklärung. Es könnte also auch sein, dass der Zusammenhang auf einer anderen Ebene liegt, als auf der von ihm vorgeschlagenen. Der Zusammenhang zwischen Fortschritt oder arbeitserleichternden Innovationen und dem Mangel an Zeit, den wir heute oft empfinden, ist hingegen sehr schlüssig, frustriert aber auch in gewissem Maße. Denn eines ist klar: Die wirklich richtig gute alte Zeit ist Jahrtausende her und weder können noch wollen wir zurück.

Schneller ist nicht immer besser – langsamer aber auch nicht

Rosa, Hartmut: Zeitraffer und Fernsehparadoxon oder: Von der Schwierigkeit Zeitgewinne zu realisieren. In: Rosa, Hartmut (Hrsg.): fast forward – Essays zu Zeit und Beschleunigung. Standpunkte junger Forschung. Edition Körber Stiftung, Hamburg 2004. S.19-28.

Zeit ist etwas schwer Greifbares und dennoch machen wir uns viele Gedanken über sie. Oder vielleicht gerade deshalb?

Wir leben in einer Epoche der Beschleunigung. Einerseits empfinden wir unsere Gegenwart als schnelllebig und unser Leben als hektisch, andererseits werden Prozesse durch Optimierung und Innovationen ständig beschleunigt. Die Konsequenz ist einfach: Niemand hat mehr Zeit. Hartmut Rosa erläutert in seiner Abhandlung „Zeitraffer und Fernsehparadoxon oder: Von der Schwierigkeit Zeitgewinne zu realisieren“ wie es zur Beschleunigung unserer Gesellschaft kommt und zeigt auf, dass Zeit noch paradoxer ist, als wir uns eingestehen.

Ein jeder kennt den Ausspruch „Zeit ist Geld“, niemand denkt aber dabei an eine greifbare Zeit, die man auf die Bank bringen und gegen Geld eintauschen könnte, wie es die grauen Herren in Michael Endes Kinderbuch „Momo“ proklamieren. Der Lohn, den man bekommt, wenn man arbeitet, berechnet sich aus der Schwere der Arbeit und aus der Zeit, die für die Arbeit aufgewendet wird. Wer schon reich ist, kann sein Geld verwenden, um Zeit zu sparen. Man kann eine Putzfrau beschäftigen, statt selbst zu putzen, man kann Essen gehen oder welches bestellen, statt selbst zu kochen und noch viele andere Aufgaben für Geld einem anderen übertragen. Oftmals erscheint es aber so, als würden Menschen mit viel Geld dennoch keine Zeit für ihr Vergnügen haben, sondern die Zeitersparnis nutzen, um noch mehr zu arbeiten und noch mehr Geld zu verdienen. Im Gegenzug muss, wer kein Geld hat, Zeit aufwenden. Man muss mehr arbeiten, zu Fuß gehen, statt mit dem Auto zu fahren und beim Arzt warten, statt durch eine Privatversicherung vorgezogen zu werden. Es scheint, als wären Zeit und Geld doch austauschbar, jedoch besteht der gravierende Unterschied darin, dass Geld gespart Zinsen einbringt, Zeit hingegen nicht.

Zeit empfinden wir heute als Handelsgut, leider aber als eines, das knapp wird. Das Zeitalter der Beschleunigung, in dem wir uns befinden, neh-

men wir als solches wahr, ohne es jedoch erklären zu können. Rosa nennt hier drei Faktoren, die diese gefühlte Beschleunigung bedingen. Zum Ersten hat sich im Bereich der Technik viel Beschleunigung ergeben. Eine E-Mail ist schneller beim Empfänger als die Post und mit einem Flugzeug geht die Reise schneller als mit Schiff oder Auto oder gar mit der Kutsche. Aber auch unser Lebenstempo hat sich beschleunigt. So erläutert Rosa zweitens, dass die Beschleunigungen durch die Technik für uns nicht bedeuten, dass wir mehr Freizeit haben, sondern stattdessen, dass wir mehr Dinge in kürzerer Zeit tun müssen und am besten noch mehrere Dinge gleichzeitig. Der Dritte von Rosas Faktoren ist die sogenannte „Gegenwartsschrumpfung“.³ Was heute gilt, kann morgen schon veraltet sein. Die Mode ändert sich ständig, Technik wird verbessert und sogar der Beziehungspartner könnte morgen durch einen besser passenden ausgewechselt werden.

Jeder kennt die Situation, dass bei Langeweile die Zeit zu schleichen scheint und nahezu still steht, je häufiger man auf die Uhr sieht. Tut man hingegen etwas Interessantes oder ist sehr beschäftigt, so verfliegt die Zeit geradezu. Ein weiteres Paradoxon der Zeit ist es, wie man sich ihrer erinnert. Die Zeit der Langeweile, die einem im Erleben ewig anmutet, wird in der Erinnerung verkürzt, ja fast ganz vergessen. Wohingegen die kurzweilige Zeit, in der man etwas erlebt, sich in der Erinnerung ausdehnt. Man könnte also sagen, dass was im Erleben kurz erscheint, in der Erinnerung lang wird und umgekehrt.

Dies gilt jedoch nicht für alle Bereiche des Lebens. So erläutert Rosa als Gegenbeispiel das „Fernsehparadoxon“.⁴ Man schaltet den Fernseher ein, um nur kurz etwas zu sehen und ehe man sich versieht, sind mehrere Stunden vergangen. Die Zeit erscheint einem kurz, das führt aber nicht zu dem Umkehrschluss, dass sie in der Erinnerung lang wird. Hingegen der kurze Moment, den es bedarf, den Fernseher oder den Computer – denn auch für diesen gilt das Phänomen – auszuschalten, kann einem wie eine Ewigkeit erscheinen. Ob dieser in der Erinnerung auch lang bleibt, ist jedoch auch nach Rosa noch nicht geklärt. Eine mögliche Erklärung für das Fernsehparadoxon ist die Tatsache, dass wir Fernsehen oder Computerspiele nicht mit allen Sinnen erleben, sondern nur mit Augen und Ohren. Diese Dinge haben außerdem keinen Bezug zum normalen Leben, sind kontextlos.

Es gibt immer wieder die Forderung, das Leben zu verlangsamen, um der Beschleunigung und der damit einhergehenden Hektik und dem Stress zu entgehen. Doch dies ist in dem Sinne, wie es gefordert wird, kaum möglich. Weder können noch wollen wir in vergangene Zeiten zurück, in denen es weder Computer noch Autos oder Handys gab. Doch warum müssen alle Dinge heute noch schneller werden? Schneller ist nicht automatisch besser. Die Zeitersparnis, die uns die Beschleunigung eines Prozesses meist bringt, ist eine rein quantitative, denn die gewonnene Zeit müssen wir mit einer weiteren Aufgabe verbringen.

Wenn weder schneller noch langsamer die Lösung für unsere Zeitknappheit ist, was ist es dann? Wie schaffen wir es, nicht nur quantitative sondern auch qualitative Zeitgewinne zu erhalten? Dies ist eine Frage, die auch Rosa in seinem Text stellt und ebenso offen lässt. Wer auf diese Frage eine für jeden Menschen gültige Antwort wüsste, müsste sich wohl auch über Geld nie wieder Gedanken zu machen. Denn in unserer Situation ist nicht nur Zeit Geld, sondern auch das Wissen über den Umgang mit ihr. Zurück ins Mittelalter oder noch weiter in die Vergangenheit zu gehen, ist keine Option, außer für einen Abend in einem Mittelalter-Restaurant oder auf einem Mittelalter-Markt. Und selbst diese sind Folklore und nicht wirkliche Wiederkehr von Vergangenem.

Gibt es diesen Ort?

Schenk, Frithjof Benjamin: Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung. In: Conrad, Christoph (Hrsg.): Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft. 28. Jahrgang 2002/ Heft 3. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen, 2002. S.493-514.

Sehen Orte so aus, wie wir sie uns vorstellen? Wodurch ist unser Blick auf Räume beeinflusst? Geben Karten ein neutrales Bild wieder? Solche und ähnliche Fragen stellen wir uns selten. Wir nehmen Karten als durch die geographischen Gegebenheiten bedingt an. Unsere Vorstellungen von Orten sind so gefestigt, dass wir weder unsere Vorstellung noch deren Ursprung hinterfragen.

Wie aber diese Bilder entstehen und wie viel Karten mit der Wirklichkeit zu tun haben, erläutert Frithjof Benjamin Schenk in seinem Literatur-

bericht „Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung.“ Der Begriff „Mental Map“ bedeutet kognitive Karte und besagt sowohl, dass Menschen sich ein mentales Bild von bekannten Räumen machen, wobei sie diese vereinfachen oder unterschiedliche Fokusse setzen, als auch, dass sie ein Bild von Räumen, die sie nie gesehen haben, auf Basis verschiedenster Informationen, die nicht zutreffend sein müssen, verinnerlichen. Dieses Phänomen ist jedoch kein rein individuelles. Auch ganze Gesellschaften, Gruppen oder Bevölkerungsschichten können ein nahezu identisches geistiges Bild von einem Ort haben, das zutreffend oder gänzlich falsch sein kann. Wir haben komplette kognitive Landkarten und sogar Weltkarten im Kopf.

Auch Karten, Atlanten, Globen und Stadtpläne spiegeln nicht die Realität wider. Kartographen waren nicht objektiv oder unabhängig. Ihr Bild war geprägt von ihren Erfahrungen, Kenntnissen und Auftraggebern. Karten waren und sind Mittel zur Abgrenzung und Hierarchisierung und Objekte der Machtrepräsentation. Wie politische Verhältnisse wandeln sich Karten mit der Zeit. Ebenso kann sich das Bild wandeln, das wir uns von einem Raum gemacht haben. Der Norden, der zur Römerzeit noch Hort der unzivilisierten Barbaren war, ist heute Sinnbild für sozial und kulturell hoch entwickelte Staaten und wurde in der NS-Zeit sogar zur Heimat der „Herrenrasse“ stilisiert, ein nordischer Typ wurde zum Ideal. Der Süden, ehemals Verortung von Zivilisation, Kultur und Heimat der Demokratie gilt uns heute als eher rückständig, faul und überholten Traditionen und Verhaltensweisen verhaftet. Wir stereotypisieren ganze Himmelsrichtungen, ausgehend von uns selbst als Zentrum.

Besonders auffällig ist die Diskrepanz von Vorstellung, also Mental Map, und Realität am Beispiel von Orten, die uns gänzlich unbekannt sind. Edward Said kritisiert in seinem populären Werk „Orientalism“, dass der Okzident ein Bild vom vermeintlich einheitlichen Orient entworfen hätte, das diesen einerseits als minderwertig darstellt und damit beherrschbar macht, welches aber andererseits auch in verschiedenen Bereichen den größtmöglichen Unterschied zur eigenen Kultur evoziert und damit neben der Faszination der Exotik vor allem zur Abgrenzung dient.

Wenn wir in unserem Kulturkreis den Begriff Orient hören, denken wir an Kamele, Oasen, Haremsdamen, fliegende Teppiche, Gewürze, Turbane und 1001 Nacht. Wo ist aber der Orient? In unserer Vorstellung ge-

hört dazu hauptsächlich der Nahe Osten. In früheren Zeiten wurden aber auch Indien, China und andere Teile Asiens darunter subsumiert und verstehen sich zum Teil auch bis heute selbst als Teile des Orients, was zum Beispiel daran ersichtlich ist, dass der Fernsehturm von Shanghai den Namen „Oriental Pearl Tower“ trägt. Wie viel unser Bild aber selbst mit der Realität im Nahen Osten zu tun hat, ist fraglich. Fliegende Teppiche und Haremsdamen dürften auch dort eher rar sein. Woher stammen unsere Vorstellungen und Bilder vom Orient? Aus Märchenbüchern, alten Reiseberichten und Filmen haben wir ein völlig unrealistisches Bild gewonnen, welches sich aber festgesetzt hat.

So stellt sich die Frage, ob es überhaupt möglich ist, eine objektive Sicht auf Räume zu haben. Landkarten und auch unsere Mental Maps dienen uns zur Abgrenzung ebenso wie zur Orientierung. Es ist egal, ob in meiner Vorstellung ein Gebäude in einer Stadt prominenter positioniert ist, als es der Realität entspricht. Es ist irrelevant, wenn ein Fluss in meiner Phantasie breiter und gerader ist, als in der Wirklichkeit. Auch bei dem Begriff Orient an fliegende Teppiche zu denken, ist nicht schlimm, solange man sich bewusst ist, dass es sich um eine Stereotypisierung handelt, die auf Märchen basiert.

Wir Menschen neigen zu Stereotypisierungen, um uns unser Leben zu erleichtern. Jedoch sollte man jedes Stereotyp kritisch nach seinem Ursprung hinterfragen und sich verdeutlichen, dass es „den Orient“ nicht gibt. Es gibt Angehörige verschiedener Religionen und Länder, die im Osten und Süd-Osten von Deutschland liegen. Der Orient darf im Märchen aus 1001 Nacht bleiben. So phantastisch wie in diesen Märchen könnte ohnehin kein wirklicher Ort sein.

Raumfalle oder neuer Raum?

Schroer, Markus: „Bringing space back in“ – Zur Relevanz des Raumes als soziologische Kategorie. In: Doering, Jörg (Hrsg. u. a.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. transcript. Bielefeld, 2008. S.125-148.

Hat Raum heute überhaupt noch eine Bedeutung? Ist die Bedeutung des Raumes veränderbar? Was ist überhaupt Raum? Lange Zeit stand fest, was Raum ist, der Diskurs darüber stagnierte und wurde sogar teilweise

aufgegeben, unter anderem als Folge der Raumbegierlichkeiten des Nationalsozialismus.

Heute spricht man jedoch vom *spatial turn*, also von einer raumkritischen Wende. Markus Schroer erläutert in seinem Aufsatz „Bringing space back in. Zur Relevanz des Raumes als soziologische Kategorie“ welchem Bedeutungswandel der Raum unterworfen war und ist. Er erklärt auch, welche verschiedenen Bedeutungen der Begriff Raum hat. Raum wird wieder in den sozialwissenschaftlichen Diskurs aufgenommen, von wo er während der Moderne verschwand. Man sprach von einem Sterben des Raumes und vom Verlust seiner Bedeutung. Im Verlauf der Technisierung und Globalsierung wurde die territoriale Einheit von Stadt, Region und Gemeinde aufgebrochen. Ökonomie war nicht mehr ortsabhängig. Technik und Medien sorgten für die Irrelevanz von Entfernungen. Man kann via Telefon oder E-Mail in Echtzeit mit jemandem auf der anderen Seite des Globus sprechen. Flugzeuge ermöglichen die Überwindung großer Entfernungen. Die Moderne steht für eine fortschreitende Emanzipierung vom Raum. Im Rahmen der Postmoderne kam der *spatial turn* auf. Wir leben in einer Epoche des simultanen Nebeneinanders, in der Zeit an Bedeutung einbüßt. Dafür entstehen neue Räume. Orte sind nicht länger alternativlos, sondern Optionen. Orte stehen im Wettbewerb. Verschiedenste Regime, Kulturen, Lebensstile und Werte können nebeneinander bestehen. Es sind nicht mehr geographische oder Behälterräume, sondern durch Handeln geschaffene Räume.

Es gibt verschiedene Arten von Räumen oder Raumauffassungen. Bei Raum denkt man üblicherweise zuerst an den geographischen Raum. Genau dieser ist es jedoch, der seine Bedeutung einbüßt. Natürlich bleibt physisch-materieller Raum bestehen, jedoch ist er wandelbar geworden. Auch Entfernungen innerhalb dieses Raumes sind inzwischen ohne Probleme überwindbar. Geographischer Raum ist Natur und diese hat sich der Mensch Untertan gemacht. Demgegenüber steht der soziale Raum. Dieser ist zwar zum Teil verortet, zum Teil jedoch auch nicht, wie zum Beispiel virtueller Raum. Aber auch die Gesellschaft, Identitätsräume und ethnische Räume gehören in die Kategorie des sozialen Raums. Der Raum, der im Raumdiskurs in Misskredit geriet, war der sogenannte Behälterraum oder auch absoluter Raum. Dieser nimmt Raum als festen Behälter an, in dem Dinge ihren festen Platz haben. Dieses exklusive Modell, das sich gut für Herrschaft eignet, ist Grundlage für jedes Nationalstaat-Prinzip. Bei relationalem Raum hingegen

sind Raum und Inhalt nicht voneinander trennbar, da es sich um durch Handeln produzierte Räume handelt, welche im Fluss begriffen und veränderbar sind. Im Zusammenhang von Raum und Gesellschaft ist zu beachten, dass Räume nicht einfach Gegebenheiten sind, die dem Sozialen vorgelagert sind, sondern selbst soziale Phänomene. Räume geben dennoch Strukturen vor, die zu einer Komplexitätsreduktion führen. Sie vereinfachen das Handeln und die Reaktionen, indem sie an sich ein bestimmtes Verhalten begünstigen. In diesem Kontext wird Zeit aktuell unbedeutender, zum Beispiel, da es heute durch elektrische Beleuchtung egal ist, ob es Tag oder Nacht ist. Zeit wird also statischer, wohingegen Raum mehr zu fließen scheint, durch offene Grenzen und veränderbare Architektur. Markus Schroer ist zwar der Ansicht, dass es zu früh ist, von einem *spatial turn* zu sprechen, da es immer noch eine große Skepsis gegenüber dem Raum gibt, die bis heute auf die Raumbegrifflichkeiten des Nationalsozialismus zurückzuführen ist. Aber das Bedürfnis der Menschen nach konkreter Definition und Wahrnehmung ist auch auf den Raumbegriff übergegangen, sodass ein Diskurs notwendig ist. Festzustellen ist, dass der Diskurs nicht zwangsläufig in eine Raumfalle und somit zu neuen Raumbegrifflichkeiten führt.

Raum ist nicht gleich Raum. Sich über Räume Gedanken zu machen, bedeutet nicht zwangsläufig, dass man von Begehrlichkeiten ausgeht. Räume wandeln sich und natürlich bleiben auch geographische Räume von Bedeutung. Gerade die Natur rückt in unserer technisierten Welt wieder in den Fokus, als Rückzugsraum, als Lebensraum für bedrohte Arten, als Ort, der für unser Klima wichtig ist und nicht mehr als Bedrohung, wie sie vielleicht vor Jahrhunderten angesehen wurde. Wir schaffen neue Räume im Cyber-space und bedrohen durch unsere Lebensweise dafür andere Räume. Nur weil wir uns neue Räume und Raumbedeutungen schaffen können, bedeutet das nicht, dass wir alte Räume vergessen oder ihre Bedeutung unterschätzen sollten.

Verschiedene Arten von Türen

Hall, Edward T.: Die Sprache des Raumes. Pädagogischer Verlag Schwann. Düsseldorf, 1976. S.134-150.

Es gibt kulturelle Unterschiede, das steht außer Frage. Diese Unterschiede sind in den verschiedensten Bereichen verortet, von der Religion, der

Nahrung, den politischen Strukturen über die Mentalität bis hin zur Sprache. Was in einem Land als angebracht gilt, ist im anderen ein Faux-pas. So lernt jedes deutsche Kind, es solle seinen Teller leeressen, da man sonst denken könne, es habe nicht geschmeckt, in asiatischen Ländern gilt dies hingegen als unhöflich, weil es signalisiert, man sei nicht satt geworden. Wer denkt aber darüber nach, welche unterschiedliche Bedeutung Türen haben und die Tatsache, ob diese offen oder geschlossen sind? Oder darüber, ab wann man in die Privatsphäre eines Gesprächs eindringt? Oder ob es eine Bedeutung hat, wo innerhalb eines Gebäudes das eigene Büro liegt?

Edward T. Hall machte sich diese Gedanken und legt seine Einschätzungen in „Sprache des Raumes“ dar. Er beschäftigt sich mit der sogenannten Proxemik im kulturvergleichenden Kontext, wobei er in seinem Kapitel „Deutsche, Engländer und Franzosen“ seine eigene Heimat Amerika als Bezugsgröße verwendet. Deutsche Haushalte haben zumeist Flure, man steht nicht, wie oft in den USA, sofort im Wohnzimmer, sobald man ein Haus oder eine Wohnung betritt. Dies baut eine Distanz auf. Man kann also in die Privaträume eines Deutschen nicht so leicht eindringen. Dennoch haben wir das Gefühl, wenn ein völlig Fremder, zum Beispiel ein Briefträger oder ein Vertreter, ungefragt über die Schwelle tritt oder sich nur darüber lehnt, er dringe in unsere Privaträume ein. Wir schließen Türen hinter uns, nicht um zu zeigen, dass wir nicht gestört werden wollen, sondern um die Funktion des Raumes in seiner Einheit zu erhalten. Hier vertritt Hall die Ansicht, dass dies aus Ordnungsliebe geschehe. Eher wahrscheinlich ist, dass es mehr Ruhe vermittelt und unbewusste Störungen vermindert, ebenso wie es Räume ihrer Funktion zuschreibt. Eine offene Bürotür, an der Menschen vorbeisclendern und sich unterhalten oder Menschen gehetzt vorbeieilen, mindert die Konzentrationsfähigkeit. Hall ist der Meinung, dass das Territorialdenken der Deutschen, das sich im 2. Weltkrieg gezeigt hat, sich auf ihr Zuhause übertragen hat.

Die Amerikaner hingegen seien offener, auch in Bezug auf ihre Türen. Geschlossene Türen vermitteln ihnen den Eindruck von Rückzug, sei es aus schlechter Laune oder um Heimlichkeiten auszutauschen oder sogar illegale Geschäfte zu betreiben. Wer auf ihrer Schwelle stehe, und sei er mit den Fußspitzen schon im Wohnzimmer, sei noch nicht in ihren Privat-

bereich eingedrungen. Andererseits seien ihnen eigene Räume und Büros sehr wichtig. Jeder Amerikaner, so sagt Hall, brauche seinen eigenen festen Arbeitsplatz. Räume seien prestigeträchtig und wo man wohne, bedeute viel. Die Engländer hingegen seien es gewohnt, ihre Räume zu teilen und Hierarchien seien an anderen Aspekten festgemacht, als dem Wohnort. Dafür gehöre hier das Schlafzimmer dem Vater, ebenso wie noch ein Arbeitszimmer und gegebenenfalls ein Ankleidezimmer. Den Franzosen hingegen seien ihre eigenen Innenräume nicht so wichtig, da sie viel Zeit draußen verbringen würden. Andererseits sei es in ihrem komplett zentralistischen und sternförmig aufgebauten Land sehr wichtig, an welcher Stelle im Büro der eigene Arbeitsplatz sei. Wer in der Mitte arbeitet, sei am wichtigsten und müsste am Meisten verdienen.

Hall zeigt noch weitere Beispiele auf, welche die unterschiedlichen Raumbegriffe und -wahrnehmungen in verschiedenen Kulturen, die wir alle als westlich bezeichnen würden, verdeutlichen. Das Fazit daraus ist sicher, dass man sich dieser Unterschiede bewusst sein muss, wenn man in einem anderen Land arbeitet oder es besucht. Hall neigt in seinen Ausführungen zu Verallgemeinerungen, er spricht von „den Deutschen“, „den Engländern“ und „den Franzosen“ ohne dabei kritisch zu reflektieren, dass es Unterschiede zum Beispiel zwischen Stadtbewohnern und den Bewohnern ländlicher Gegenden gibt. Bei seinen Betrachtungen zum Aufbau der Städte geht er nicht darauf ein, dass diese historisch gewachsen sind und keinesfalls am Reißbrett bis ins letzte Detail geplant wurden. Gerade im Hinblick auf „die Deutschen“ verwendet er Beispiele aus dem 2. Weltkrieg und der Zeit kurz danach. Er beschreibt, wie er Kriegsgefangene gesehen und ihr Verhalten gedeutet hat. Vieles aus seinen Ausführungen lässt darauf schließen, dass er selbst Teilnehmer dieses Krieges war und nicht in der Lage ist, Abstand von seinem Zorn auf die Nationalsozialisten und seiner Betroffenheit über den Krieg zu nehmen. Er greift auch auf Klischees zurück, wenn er von deutscher Ordnungsliebe spricht. Es handelt sich also nicht um eine empirische Untersuchung, deren Ergebnisse er objektiv wiedergibt.

Seit dieses Werk von Edward T. Hall erschienen ist, hat sich einiges geändert. So kann man heute durchaus auf dem Telefondisplay erkennen, wer anruft, und abwägen, ob man abnehmen will oder nicht. Die Europäisierung ebenso wie die Globalisierung haben Grenzen aufgeweicht und vieles ist

nicht mehr so eindeutig einem Land zuzuordnen. Ich denke, dass Halls Text in manchen Bereichen gute Ansätze hat und brauchbare Hinweise gibt. Jedoch sind weite Teile des Textes heute durch neue Technik, Industrialisierung und Globalisierung veraltet. Die Kernbotschaft, nämlich dass es kulturelle Unterschiede gibt, bleibt aber bestehen und behält ihre Gültigkeit.

Franziska Bartels studiert im 8. Semester Vergleichende Literaturwissenschaften sowie Europäische Ethnologie/Volkskunde und Kunstgeschichte.

1 Weis, Kurt: Zeit der Menschen und Menschen ihrer Zeit: Zeit als soziales Konstrukt. In: Ehlert, Trude (Hrsg.): *Zeitkonzeptionen, Zeiterfahrung, Zeitmessung – Situationen des Wandels vom Mittelalter bis zur Moderne*. Ferdinand Schöningh. Paderborn, 1997. S. 158.

2 Levine, Robert: *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen*. Piper. München, 2008. S. 49.

3 Rosa, Hartmut: *Zeitraffer und Fernsehparadoxon oder: Von der Schwierigkeit Zeitgewinne zu realisieren*. In: Rosa, Hartmut (Hrsg.): *fast forward – Essays zu Zeit und Beschleunigung. Standpunkte junger Forschung*. Edition Körber Stiftung. Hamburg, 2004. S. 22.

4 Rosa, Hartmut: *Zeitraffer und Fernsehparadoxon*. Edition Körber Stiftung. Hamburg, 2004. S. 24.

Entwicklung des Zeitschriftenwesens **Die Entstehung der Familienzeitschriften und Illustrierten**

von Marion Fleischer und Romy Schönwetter

Ob aus dem Supermarkt, vom Straßenkiosk oder aus dem eigenen Briefkasten – es gibt inzwischen viele verschiedene Möglichkeiten, wie sie ihren Weg zu uns findet, oder auch wir zu ihr. Aber auch sie selbst gibt es in den verschiedensten Ausführungen – für Jung und Alt, für Mann und Frau, für Kochinteressierte und Heimwerker, für Modebegeisterte und Rätselfreunde, um an dieser Stelle nur ein paar wenige zu nennen. Doch wer ist sie eigentlich? Jeder kennt sie und hat sie mindestens schon einmal gelesen oder tut es vielleicht sogar auch regelmäßig – die Zeitschrift.

Die Wurzeln des Zeitschriftenwesens gehen, ebenso wie die des Zeitungswesens, in der Geschichte weiter zurück als man vermutet. Doch einmal „erfunden“, blieb die Zeitschrift nicht immer so, wie sie war. In ihrer Entwicklungs- und Entstehungsgeschichte ist insbesondere das 19. Jahrhundert hervorzuheben. Technische und gesellschaftliche Entwicklungen beeinflussten das Zeitschriftenwesen und waren so mit für das Wesen der Zeitschrift verantwortlich. An dieser Stelle soll nun ein Zeitschriftentyp erwähnt werden, welcher unmissverständlich für das vorletzte Jahrhundert steht: die Familienzeitschrift. Durch Neuerungen und Veränderungen, die jenes Jahrhundert mit sich brachte, beeinflusst und zur Weiterentwicklung angetrieben, entstand mit und in gewisser Weise vielleicht auch aus diesem Typus gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein weiterer neuer Zeitschriftentypus, der die nachfolgende Zeit begleiten und prägen sollte: die Illustrierte.

Im nachfolgenden Artikel werden zunächst die technischen und gesellschaftlichen Veränderungen aufgezeigt, die für die Entwicklung der Familienzeitschrift und der Illustrierten von Bedeutung waren. Daraus ableitend werden die Familienzeitschriften beispielhaft mit der „Gartenlaube“ und die Entstehung der Illustrierten mit dem Beispiel der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ vorgestellt.

Medienwandel am Anfang des 19. Jahrhunderts

Das gesamte 19. Jahrhundert war von Veränderungen gekennzeichnet. Vor allem auf dem Sektor der Medien waren fundamentale Umbrüche zu verzeichnen, die nicht selten auf die Bevölkerung und deren Entwicklung Einfluss nahmen. Die entscheidenden technischen und gesellschaftlichen Umbrüche, die maßgeblich zur Entwicklung der Familienzeitschriften und Illustrierten beitrugen, werden hier kurz skizziert werden.

Der Zeitschriftenmarkt und seine Entwicklung zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren geprägt von den politischen Rahmenbedingungen. Die geringe Zahl von Zeitschriftenneugründungen waren eine Begleiterscheinung der Karlsbader Beschlüsse von 1819 und anderen, den Vormärz markierenden Gegebenheiten. Joachim Kirchner schreibt dazu, dass in den Jahren von 1800 bis 1840 „nur“ 2500 neue Zeitschriften gegründet worden seien.¹ Auf der anderen Seite ist eine weitere Ausdifferenzierung der verschiedenen Zeitschriftentypen zu erkennen. Zum einen hinsichtlich der Thematik, denn immer speziellere Fachgebiete entwickelten sich und drängten auf Publikation. Zum anderen fand hinsichtlich der Rezipienten eine entscheidende Entwicklung statt.² So wurde die Zeitschrift allmählich vom „Schlüsselmedium der bürgerlichen Gesellschaft“³ zum Unterhaltungs- und Kommunikationsmittel der „kleinbürgerlichen Industrie- und Massengesellschaft“.⁴ Familien und vor allem Frauen wurden nun immer häufiger zu den Lesern gezählt. Der zunehmende Unterhaltungsboom, bedingt durch das Vermeiden politischer Themen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, führte dazu, dass die Familienzeitschriften und die Frauenzeitschriften in ihrer Bedeutung enorm wuchsen und somit die Familienzeitschrift unbestritten als dominantes Massenmedium in der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts gilt.⁵ Eine Zeit, die geradezu prädestiniert schien einen weiteren Zeitschriftentypus, der das damals entstehende Unterhaltungsbedürfnis befriedigen könnte, hervorzubringen. In diesem Zusammenhang spielte das enorme Bevölkerungswachstum im 19. Jahrhundert eine entscheidende Rolle: Die Bevölkerungszahl innerhalb des Deutschen Bundes stieg von 29,3 Millionen (1830) auf 56 Millionen im Jahr 1900.⁶ Die stärkere Ausdifferenzierung der Bevölkerung und das Erstarken der Mittelschicht führten dazu, dass sich die Nachfrage diversifizierte und so Platz ge-

schaffen wurde für neue Themenbereiche. Laut Faulstich stiegen die Titel der Zeitschriften von 1054 (1847) auf 5632 (1902).⁷

Nicht zuletzt ebneten die technischen Verbesserungen und Erfindungen den Weg für die Familienzeitschriften und Illustrierten. Exemplarisch dafür sollen hier die Erfindung der Schnellpresse und der Rotationspresse (1870) sowie die Erfindung des technischen Lichts und der Momentfotografie gegen Ende der 1870er Jahre genannt werden. Faulstich spricht hier von einer Zeit der „Mechanisierung und Maschinisierung“.⁸ Die Warenherstellung war in einem enormen Wandel begriffen, der im Umschwung von der Agrar- zur industriellen Produktion seinen Höhepunkt fand.

Diese fundamentalen Umbrüche der herrschenden Zustände trugen letztendlich einen wichtigen Teil dazu bei, dass die illustrierte Zeitschrift noch vor der Jahrhundertwende die Familienzeitschrift ablöste.

Familienzeitschriften

Um den herausragenden Erfolg der Familienzeitschrift im 19. Jahrhundert besser nachvollziehen zu können, muss zunächst der Begriff näher erläutert werden.

Definition „Familienblatt“

Hanna Meuter, Literaturhistorikerin und Soziologin, definierte das „Familienblatt“ als „volkstümliche, in der Regel illustrierte Zeitschrift, die durch dichterische und populärwissenschaftliche Beiträge unterhaltend und belehrend wirken will“.⁹

„Volkstümlich“ und „illustriert“ gibt hierbei bereits erste Hinweise auf die Art der Darstellung, „dichterisch“ und „populärwissenschaftlich“ spielt dabei auf die Form der Beiträge an und die Aspekte Unterhaltung und Belehrung spiegeln die grundsätzliche Zielsetzung der Familienblätter wider. Die Zeitschriftenkultur um 1800 war geprägt von einem immensen Unterhaltungsbedürfnis, das einen regelrechten „Boom“ auslöste. Hier kommen die zu Beginn beschriebenen Rahmenbedingungen wieder zum Tragen: Durch die Entlastung des Arbeitsprozesses, ausgelöst durch die technisch-industriellen Fortschritte, hatten die Arbeitneh-

mer mehr Zeit für die ‚schönen Dinge des Lebens‘. Ihr Ruf nach Entspannung wurde nach jahrzehntelanger harter Arbeit immer lauter. Die Macher der Familienzeitschriften entdeckten diese Zielgruppe für sich und wollten ihren Bedürfnissen gerecht werden.¹⁰

Allgemein kann man die Familienzeitschriften als Nachfolger der frühen Moralischen Wochenschriften und Pfennig-Magazine ansehen.¹¹ Diese wiesen die gleichen Ziele auf, die sich auch die Familienblätter gesetzt hatten.

Zielgruppe und Zielsetzung

Laut Barth war dieser Zeitschriftentypus für nahezu alle Bevölkerungsanteile gedacht.¹² Praktisch jeder gehörte zur potenziellen Zielgruppe, vorausgesetzt, er konnte lesen: Von jung über alt, von Großvater über Enkel, von Mann bis hin zur Frau – sie alle waren Teil der Vision einer Zeitschrift mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Wie der Name bereits nahelegt, stand bei den Familienzeitschriften die Familie im Fokus. Und zwar die Familie als kleine, gut funktionierende soziale Gruppe, die fernab der Öffentlichkeit ihrem Kommunikations- und Informationsbedürfnis nachkommt.

„Auf eine Schichtung nach bestimmten Orten oder Berufen brauchten sie im einzelnen keine Rücksicht zu nehmen. Die Idee der Familie überbrückte alle Raum- und Standesunterschiede [...].“¹³

Die Fokussierung der Familie als Einheit ist eines der zentralen Merkmale. Neben diesem Aspekt spielt die Zielsetzung eine entscheidende Rolle für den Erfolg. In Anlehnung an Barth lassen sich drei große Ziele festhalten:

a) Förderung des Familienlebens:

Nach Zeiten politischer Revolution um 1848 stand die Rückkehr in den Kreis der Familie, fernab politischer Geschehnisse, bei den meisten Bevölkerungssegmenten im Vordergrund. Verbunden mit der Zielsetzung, eine Zeitschrift für alle zu sein, bedeutete das: Die Familie durch die gemeinsame Rezeption einander wieder näher zu bringen und gemeinsames Erleben zu fördern.¹⁴ Diese familiäre Idylle spiegelt sich bereits auf den Titelblättern vieler Zeitschriften wider. Exemplarisch wird die „Gartenlaube“ herangezogen:

Sowohl auf der Titelseite der ersten Ausgabe der „Gartenlaube“ von 1853¹⁵ als auch auf dem Titelbild der Ausgabe von 1875¹⁶ wird die Familie gekonnt in Szene gesetzt. Vom Großvater bis hin zu den Enkelkindern ist jedes Familienmitglied um einen gemeinsamen Tisch versammelt. Das „Familienoberhaupt“, der Großvater, hält dabei eine Zeitschrift in der Hand, die vermutlich die „Gartenlaube“ symbolisiert, und liest der gesamten Familie vor. Dadurch wird das „Popularisierungsstreben“¹⁷ deutlich: Familienglück in häuslicher Abgeschiedenheit darzustellen, gepaart mit dem Ziel, allen Schichten (ob weniger oder mehr gebildet), auf verständliche Weise Inhalte näher zu bringen.

b) Enge Leser-Blatt-Bindung:

Sie wurde dadurch ermöglicht, dass die Leser oft persönlich angesprochen, zur Mitarbeit aufgefordert oder auch nach ihren Wünschen gefragt wurden. Nicht selten wurden die eingeschickten Leserbriefe abgedruckt und schnell beantwortet. Auch hier soll ein Beispiel aus der „Gartenlaube“ exemplarisch herangezogen werden. Im Eröffnungsheft wählte Ernst Keil im Titel „An unsere Freunde und Leser! Grüß Euch Gott, ihr lieben Leute im deutschen Lande!“¹⁹

Durch diese Umsetzung sollte ein regelrechtes Zwiegespräch, d.h. ein reger Austausch zwischen Leser und Redaktion angestoßen werden.

c) Unterhaltung und Belehrung:

Ziel der Macher war es, einen belehrenden, oft erzieherischen Ton, gekonnt mit humorvoller Schreibweise zu vereinen. Dabei galt die „volkstümliche Mischung von unterhaltender Belehrung und belehrender Unterhaltung“¹⁸ als Erfolgsrezept.

Themen

Wenn man sich mit den Themen beschäftigt, die in den Familienzeitschriften publiziert wurden, darf „das ethische Prinzip“ nicht fehlen. Es stellt eine Art Grundeinstellung bzw. ein Ansinnen der Redakteure dar. Denn neben dem Anspruch der Vielfalt, der sich logischerweise aus der breitgefächerten Zielgruppe ergab, wurden hohe moralische Standards gesetzt. Dies setzte der Vielfalt zwar einige Schranken, aber dadurch, dass die Familienblätter auch von Kindern rezipiert werden sollten, war der Ausschluss bestimmter Themengebiete unumgänglich.

„Keine Polemik, keine kontroversen Themen, vielmehr Konservativismus, Harmoniesucht, Happy end; keine Politik, keine Konfessionen, kein kritisches Denken, sondern Volkstümlichkeit und die Idylle häuslicher Gemütlichkeit; nichts Anstößiges, Emanzipierendes, Forderndes, vielmehr Plüsch, Friedlichkeit und Romantik.“²⁰

Man kann einen Schritt weiter gehen und von Selbstzensur seitens der Redaktion sprechen. Im Mittelpunkt der Themenauswahl stand die Frage nach ihrer Passung zu den moralischen Prinzipien. Zudem waren Einfachheit, Überschaubarkeit und eine personalisierte Form Kriterien für die Auswahl der Themen.²¹

Ansonsten boten die Familienzeitschriften ein breites Spektrum: Von Märchen über Novellen, Kurzberichten aus Kunst und Wissenschaft, Biographien, Lyrik, Länder- und Völkerkunde, kleineren Rätselaufgaben, bis hin zu den bereits oben erwähnten Fortsetzungsromanen aus Gesellschaft bzw. Heimat, konnte man alles finden.²² Der große Erfolg dieses Zeitschriftentypus resultierte nicht zuletzt daraus, dass Politik und das aktuelle Tagesgeschehen vermieden wurden, und somit dem Ruf der Bürger nach Entspannung Folge geleistet wurde.

Erscheinungsbild

In Bezug auf die äußere Erscheinung wiesen die Familienzeitschriften viele Parallelen zu den damals aufkommenden Illustrierten auf. Belege dafür liefern zunächst die Titel – dort fand sich oft der Zusatz „illustriert“. Als Beispiel lässt sich hier die Zeitschrift „Daheim“ anführen, mit dem Zusatz „Ein Familienblatt mit Illustrationen“ oder auch „Der Volksgarten. Illustriertes Haus- und Familienblatt“.²³

Aber auch durch den Einsatz zahlreicher optischer Gestaltungsmittel, wie z.B. die künstlerische Ausgestaltung der Titelvignetten oder den Einsatz vieler Bilder, unterschieden sich die Familienblätter ganz klar von den „klassischen“ publizistischen Erzeugnissen.²⁴ Zweifelsohne war die Gestaltung der Familienblätter im Stil der Illustrierten ein weiteres Erfolgskriterium und trug einen erheblichen Teil zu deren schwunghaften Aufstieg bei, denn bildliche Darstellungen erfreuten sich zu dieser Zeit enormer Beliebtheit.

Die „Gartenlaube“

Jürgen Wilke spricht von der „Gartenlaube“ als „Prototyp der Familienzeitschrift“²⁵ – und das zu Recht. Sie avancierte in der Blütezeit der Familienblätter zur Erfolgreichsten diesen Typus und erreichte im Jahr 1875 eine Auflage von 382.000 Stück.²⁶ Doch bevor am 1. Januar 1853 die erste Ausgabe der „Gartenlaube“ erscheinen konnte, hatte der Begründer – und maßgeblich für ihren Erfolg Verantwortliche – Ernst Keil mit dem ‚strengen Korsett‘ der damaligen Verhältnisse zu kämpfen.

Entstehungsgeschichte

Keil entstammte der Publizistik und nach seiner Lehrzeit als Buchhändler wirkte er an vielen Zeitschriften mit, u.a. an „Unser Planet“. Seine Ausbildung in Leipzig prägte ihn in seiner Gesinnung, zumal Leipzig damals als geistig-literarisches Zentrum galt. Bereits 1846 gründete Keil den „Leuchtturm“, der „[...] sich gegen die Engstirnigkeit jener Geistesrichtungen wandte, die fortschrittliches Denken unterdrücken wollten“.²⁷ Auch das Jahr 1851 stellte eine Art Meilenstein in der Entstehungsgeschichte der „Gartenlaube“ dar: Keil kaufte das Oppositionsblatt „Der illustrierte Dorfbarbier“ vom Dresdner Verleger Ferdinand Stolle, in dem das Familienblatt zunächst als Beiblatt erscheinen sollte.²⁸ In den 30er und 40er Jahren hatte er wiederholt mit Schikanen zu kämpfen, die letzten Endes in einer neunmonatigen Gefängnisstrafe gipfelten.²⁹ Dort entwickelte Keil die Idee für die „Gartenlaube“. Sie sollte eine Zeitschrift neuen Typus werden, die das Thema „Wissenschaft“ in alle Bevölkerungssegmente transportieren und den neuen Bedürfnissen der Bürger nach der Revolution gerecht werden sollte. Ungewöhnlich, gerade in Bezug auf den Herausgeber Keil war, dass kein Raum für politische Inhalte eingeräumt wurde. Keil dazu:

„Ein Blatt soll's werden für's Haus und für die Familie, ein Buch für Groß und Klein, für Jeden, dem ein warmes Herz an den Rippen pocht, der noch Lust hat am Guten und Edlen! Fern von aller raisonnirenden Politik und allem Meinungsstreit [...]“³⁰

Nachdem die „Gartenlaube“ in ihrem ersten Jahrgang als Beiblatt zum „Illustrierten Dorfbarbier“ erschien, stieg sie schnell zu einer der beliebtesten Familienzeitschriften auf. Im Jahr 1861 erreichte sie zum ersten Mal eine Auflage von über 100.000 Stück.³¹

Der enorme Erfolg hielt allerdings nicht lange an: Mit dem Tod Keils 1878, der Herausgeber, Chefredakteur und Verleger in einer Person war, erlosch auch der Glanz der „Gartenlaube“. Zunächst ging sie in den Besitz seiner Witwe über, wurde aber bereits 1884 an Adolf Kröner weiterverkauft. Eine kurzzeitige Auflagensteigerung 1885 auf 270.000 Stück konnte dem Verfall der „Gartenlaube“ allerdings nicht entgegen wirken.³² Durch die Entstehung einer ausdifferenzierten Parteipresse und Fachpresse, z.B. den Frauenzeitschriften, wurden der „Gartenlaube“ zudem viele Leser entzogen.³³

Nachdem sie nach der Jahrhundertwende von NS-Verlagen übernommen worden war, wurde die „Gartenlaube“ nach einer Umbenennung in „Die neue Gartenlaube“ 1944 eingestellt.

Die „Gartenlaube“ als Prototyp der Familienzeitschriften

Warum die „Gartenlaube“ die erfolgreichste Familienzeitschrift des 19. Jahrhunderts war und warum sie als „Prototyp“³⁴ galt, soll im Folgenden beantwortet werden.

Die Gründe für ihren raschen Aufschwung und ihre Beliebtheit sind in den vorhergehenden Kapiteln schon angeklungen. Somit lässt sich die Frage nach dem Grund für den Erfolg in einem Satz beantworten: Die „Gartenlaube“ bediente all jene Bedürfnisse der Bürger, die sie nach der Revolution hatten. Zum einen der Wunsch nach häuslicher Idylle und nach familiärem Glück, zum anderen nach Unterhaltung und Entspannung,³⁵ fernab von politischen Diskussionen und Entwicklungen. Dadurch, dass Keil die „Gartenlaube“ als Zeitschrift für die gesamte Familie konzipierte, rückte das gemeinsame Beisammensein in den Fokus.

Zwar gab es zwischen den Jahren 1852 und 1890 über 150 Neugründungen im Bereich der Familienzeitschriften,³⁶ jedoch konnte sich die „Gartenlaube“ vor allen anderen an die Spitze setzen. Warum? Weil sie nicht nur einige der bisher vorgestellten Merkmale aufwies, sondern alle in sich vereinte. Exemplarisch wird ein Merkmal der Familienzeitschriften nä-

her herausgegriffen und die konkrete Umsetzung in der „Gartenlaube“ aufgezeigt: Die enge Leser-Blatt-Bindung durch direkte Ansprache und den Abdruck von Fortsetzungsromanen.

Die „Gartenlaube“ vermochte es, ihre Leser enger an sich zu binden. Das wurde unter anderem dadurch erreicht, dass die Redaktion ihre Leser direkt ansprach bzw. sie zur Mitarbeit aufforderte:

„Uns ist jeder willkommen, der Talent und ein Herz für die gute Sache der Aufklärung hat.“³⁷

Die Leserschaft kam dieser Aufforderung so stark nach, dass Keil sich sogar dahingehend äußerte, sie könnten den Ansturm an Briefen innerhalb der Redaktion gar nicht bewältigen. Vor allem Leserbriefe, selbstverfasste Gedichte und auch Fach- bzw. Sachbeiträge fanden sich im „Briefkasten“ der „Gartenlaube“ wieder.³⁸ Die Beiträge wurden auszugsweise sogar abgedruckt. Durch die rege Beteiligung an der Gestaltung, vertiefte sich in gleichem Maße die Bindung der Leser an das Familienblatt.

Diese Tendenz wurde durch das Abdrucken von Fortsetzungsromanen noch verstärkt. Waren zu Beginn des Jahres 1860 Novellen die führende Gattung innerhalb der Familienzeitschriften, so veränderte sich diese Gattungsdominanz im Laufe der Zeit: Fortsetzungsromane wurden immer beliebter. Der erste Roman, der den Lesern der „Gartenlaube“ in „Häppchen“ präsentiert wurde, war „Ein Deutscher“ von Otto Ruppius.³⁹ Zuvor waren dicke Romanbücher nur höheren Schichten zugänglich. Doch mit Abdruck der Fortsetzungsromane verstand es Ernst Keil wieder einmal, auf die speziellen Bedürfnisse der Leserschaft einzugehen. Die Romane boten eine willkommene Gelegenheit, alle Familienmitglieder um einen Tisch zu versammeln um einander vorzulesen.

Bedeutung und Auswirkung der Familienzeitschriften auf die Gesellschaft

Die Blütezeit der Familienzeitschrift war ein Zeitraum enormer gesellschaftlicher Veränderungen. Zwischen Vormärz, Revolution und Reichsgründung begann eine Differenzierung der Gesellschaft, aber auch ein Erstarren der Mittelschicht war zu verzeichnen. Die Familienzeitschriften trugen erheblich dazu bei, dass sich eine erneute „Integration ihrer Leser in die bürgerliche Gesellschaft“⁴⁰ vollziehen konnte.

Das Aufkommen der Lesegesellschaften spielte dabei eine entscheidende Rolle. Der ursprüngliche Anlass ihrer Gründung bestand darin, dass die Kluft zwischen dem wachsenden Wunsch nach Lesestoff und den fehlenden finanziellen Möglichkeiten immer größer wurde.

„Lesegesellschaften sind einerseits die direkte Konsequenz eines Wandels im Lese- und Leserverhalten hin zu einer extensiven Lektüre und – damit in Wechselwirkung stehend – sind sie andererseits eine Folge der ‚Entstehung des modernen literarischen Marktes‘ [...].“⁴¹

Das bedeutet nun: Das Zusammenspiel zwischen Lesegesellschaften und Familienzeitschriften war maßgeblich für deren Erfolg verantwortlich – sie bedingten sich gegenseitig. In Lesegesellschaften wurden die Kosten geringer, da ein Exemplar mehreren Personen zugänglich war. GleichermäÙen erhöhte sich die Reichweite der publizistischen Erzeugnisse. Familienblätter, vor allem die „Gartenlaube“, wurden gerne innerhalb von Lesegesellschaften rezipiert, da besonders Zeitschriften mit unterhaltendem Charakter abonniert wurden. Da sie zugleich den Anspruch an Allgemeinbildung erfüllte und kostengünstig zu beziehen war, avancierte die „Gartenlaube“ zur beliebtesten Familienzeitschrift des 19. Jahrhunderts.⁴²

„Zur Variablenkonstellation, die das Familienblatt entstehen ließ, gehörte die sich in bürgerlichen Kreisen ausbreitende Bildungsfreude. [...] Lesen und Vorlesen im Familienkreise oder in der Öffentlichkeit wurden zu einem allseits beliebten Brauch.“⁴³

Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass das Familienblatt „Gartenlaube“ eine gemeinschaftsbildende Funktion ausübte. Ihr Macher Ernst Keil schuf eine Lektüre, die es vermochte, die ganze Familie um einen Tisch zu versammeln.

Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Illustrierten

Das Horizont Medien-Lexikon definiert eine Illustrierte als eine „periodisch erscheinende Zeitschrift, in der Informationen und Berichte mit bildlichen bzw. fotografischen Wiedergaben dominieren“.⁴⁴ Die drei bekanntesten und auch auflagenstärksten Illustrierten sind zurzeit der *Stern*, die *Bunte* und die *Super Illu*.

Die Entstehung der Illustrierten reicht bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Bedingt durch die technischen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die bereits dargestellt wurden, ging dieser neue Zeitschriftentypus aus den Familienzeitschriften hervor. Diejenigen Familienzeitschriften nämlich, die mit Illustrationen arbeiteten, konnten einen besonderen Erfolg verzeichnen. Folglich dauerte es nicht lange, bis sich daraus ein eigenständiger Typus entwickelte, was im Folgenden nun genauer erklärt werden soll.

Vorläufer der illustrierten Zeitschrift in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Der Trend der Illustrierung kam allerdings nicht erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf. Geht man zurück in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts, findet man im „Pfennig-Magazin“ einen Vorläufer der Illustrierten, der den Beginn des neuen Zeitschriftentypus markierte.

Das „Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ wird hier nun kurz vorgestellt.

Seit dem 4. Mai 1833 erschien immer samstags eine neue Zeitschrift von acht Seiten Umfang, die im Durchschnitt etwa elf Pfennig pro Ausgabe kostete. Durch diesen niedrigen Preis wurde versucht, sich nicht nur an die reiche Oberschicht, sondern, wie es auch in der ersten Ausgabe stand, „an Alle“ zu wenden. Das „Pfennig-Magazin“ hatte wiederum Vorbilder, die allerdings aus dem Ausland stammten. In England war seit dem 31. März 1831 das „Penny Magazine of the Society for the Duffusion of Useful Knowledge“ auf dem Zeitschriftenmarkt. Gründer und Herausgeber der deutschen Variante war Johann Jakob Weber, der allerdings am 1. November 1834 vom F.A. Brockhaus Verlag abgelöst wurde, jedoch an späterer Stelle in der Geschichte der Illustrierten nochmals von Bedeutung sein sollte.⁴⁵ Eine Auflage von 35.000 Exemplaren in den Anfangsjahren, die bisher noch von keiner anderen Zeitschrift erreicht worden war, wuchs später angeblich noch bis auf 60.000 oder gar 100.000 an. Neben dem günstigen Preis waren es zwei weitere Merkmale des „Pfennig-Magazins“, die zu diesem schnellen und großen Erfolg führten. Einerseits richtete sich dieser Vorläufer der Illustrierten durch sein publizistisches Programm, das sowohl Praktisches als auch Sensationelles zum

Inhalt hatte, an die breite Bevölkerung. Andererseits sorgte eine neuartige Aufmachung für Aufsehen. Durch die Verwendung von Illustrationen wurde nun nicht mehr ausschließlich der „Wissensdurst, sondern auch die Schaulust des bürgerlichen Publikums“⁴⁶ gestillt.

Als das „Pfennig-Magazin“ in den 1840er Jahren mit Auflagenrückgängen zu kämpfen hatte und schließlich 1855 eingestellt wurde, hatte es dennoch sein englisches Vorbild um erstaunliche neun Jahre überlebt und gilt als frühes Beispiel für die illustrierte Massenpresse.⁴⁷

Vorstellung von zwei bedeutenden Illustrierten

Anhand des „Pfennig-Magazins“ konnte schon skizzenhaft gezeigt werden, welche Begeisterung und welchen Erfolg dieser neue Zeitschriftentypus auslöste. An dieser Stelle werden nun mit der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ und der „Berliner Illustrierten Zeitung“ zwei Beispiele vorgestellt, um einen noch tieferen Einblick in die Entstehungsgeschichte der Illustrierten zu ermöglichen.

Leipziger „Illustrierte Zeitung“

Nachdem sich Johann Jakob Weber vom Brockhaus Verlag getrennt und daraufhin sein eigenes Verlagshaus gegründet hatte, schuf er mit der „Illustrierten Zeitung“ 1843 einen Meilenstein in der Geschichte der Illustrierten.⁴⁸ J. J. Weber wollte mit seiner neuen und aufwendig illustrierten Zeitschrift versuchen,

„die Tagesgeschichte selbst mit bildlichen Erläuterungen zu begleiten und durch eine Verschmelzung von Bild und Wort eine Anschaulichkeit der Gegenwart hervorzurufen, von der [...] [er hoffte], dass sie das Interesse an derselben erhöhe [...], das Verständnis erleichter[e] [...] und die Rückerinnerung um vieles reicher und angenehmer machen [...] [würde]“⁴⁹,

was auf der Titelseite der ersten Ausgabe am 1. Juli 1843 unter der Überschrift „Was wir wollen“ zu lesen war.

Doch auch für die Gründung dieser Zeitschrift kamen die Anstöße zunächst aus dem Ausland. Die von Herbert Ingram seit dem 14. Mai 1842 herausgegebene „Illustrated London News“ und die seit März 1843 in

Paris erscheinende „L'Illustration“ waren Vorbilder für die deutsche Variante.⁵⁰ Bei der wöchentlich erscheinenden „Illustrierten Zeitung“ kam es dem Herausgeber sowohl auf die Aktualität der berichteten Ereignisse als auch auf ein breites Themenspektrum an. Insbesondere durch die reiche Bebilderung versuchte J. J. Weber eine neue Leserschaft zu gewinnen, und zwar jenes Publikum, welches bisher den politischen und künstlerischen Geschehnissen nicht viel abgewinnen konnte und somit am gesellschaftlichen Leben bis dahin eher unbeteiligt war.⁵¹

Der Erfolg, den dieser Titel in den folgenden Jahren feiern durfte, zeigte, dass der Gründer und Herausgeber J. J. Weber sein Ziel erreicht hatte.⁵²

Die „Illustrierte Zeitung“ erschien einmal pro Woche im Folioformat, was heute ungefähr dem DIN-A3 Format entspräche, und hatte einen Umfang von 16 Seiten, von welchen anfangs circa acht illustriert waren.⁵³

Ihr Preis von vier Neugroschen je Ausgabe und die Möglichkeit, bei einer vierteljährlichen Pränumeration⁵⁴ einen reduzierten Preis von 1 2/3 Talern zu erhalten, sorgten dafür, dass die Auflage von anfänglich 5.000 Stück⁵⁵ innerhalb des ersten halben Jahres auf bereits 7.500 Exemplare stieg. Nach zwei Jahren soll die „Illustrierte Zeitung“ nach Aussage des Verlagshauses sogar mit einer Auflage von 15.000 Exemplaren erschienen sein.⁵⁶

Nicht unbeteiligt an der beachtlichen Verbreitung dieser Zeitschrift zu jener politisch und gesellschaftlich unruhigen Zeit des Vormärzes war, dass sie mit keiner politischen Partei sympathisierte und somit einen objektiven und neutralen Schreibstil verwendete, welcher bei ihrer Leserschaft großen Anklang fand. Dennoch sorgte dies gleichzeitig für Vorwürfe der „philisterhaften Langweile“ und „Standpunktlosigkeit“.⁵⁷

Der neu entstehende Einsatz von Bildern und damit einhergehend auch das Aufkommen von Bildreportagen führten bald dazu, dass Mitarbeiter des Verlages als „Bildkorrespondenten“⁵⁸ eigens mit der Beschaffung von Bildmaterial beauftragt wurden. Doch nicht nur die Anschaffung von Illustrationsmaterial, sondern auch die Techniken bei der Wiedergabe desselben unterlagen ständigen Weiterentwicklungen, welche die „Illustrierte Zeitung“ bis zu ihrer Einstellung 1944 aber stets umsetzte und so bis zu ihrem Ende als „das führende Blatt seiner Art“⁵⁹ galt.

Häufig liest man, dass die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ die erste deutsche Illustrierte war. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Verwen-

derung von Ausdrücken wie „Flaggschiff“ oder „Urmutter“ durch den Harald Fischer Verlag.⁶⁰ Gibt es auch keine einheitliche Meinung zu diesem Aspekt, so kann man sich jedoch sicher sein, dass die „Illustrierte Zeitung“ mit einer Erscheinungsdauer von über einem Jahrhundert mit zu den erfolgreichsten Zeitschriften ihrer Zeit zählte und den Weg für diesen neuen und erfolgreichen Zeitschriftentypus ebnete.

„Berliner Illustrierte Zeitung“

Obwohl die „Illustrierte Zeitung“ aus Leipzig, abgesehen vom „Pfennig-Magazin“, als erste deutsche Illustrierte gilt, trifft der Begriff „Massenpresse“ erst auf eine weitere Neugründung gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu. Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ (BIZ) wurde 1891 von dem schlesischen Kaufmann Hepner und dem Verleger Otto Eysler mit dem Ziel gegründet, „ein in großer Auflage wöchentlich erscheinendes und zu billigem Preise angebotenes Blatt mit einer Bildreportage der Tagesereignisse der vergangenen Woche“⁶¹ zu schaffen.

Am 14. Dezember 1891 erschien die erste Probeausgabe. Aufgrund des niedrigen Preises der Zeitschrift kam es zu Schwierigkeiten im Vertrieb, und deswegen auch mit Misstrauen von Seiten der Leser zu kämpfen hatte. Dies führte rasch zu weiteren Einsparungen bei der Herstellung, weshalb in den Anfangsjahren ausschließlich mit Holzschnitten illustriert wurde und die Zeitschrift somit über eine Auflagenzahl von 14.000⁶² Exemplaren bis 1894 nicht hinauskam.⁶³

Die schlechte Lage führte dazu, dass im Jahr 1894 der Ullstein Verlag die BIZ übernahm und von da an für ihren späteren Erfolg sorgte. Durch entscheidende Neuerungen und Verbesserungen in den Bereichen Fotografie, Reproduktion und Druckverfahren in den folgenden Jahren gelang es dem Ullstein Verlag, die „Berliner Illustrierte Zeitung“ zu ihrem beeindruckenden Erfolg zu führen.⁶⁴ Doch es waren nicht nur technische Aspekte, die diese positive Entwicklung förderten. Auch kluge ökonomische Entscheidungen spielten eine wichtige Rolle. Die Zeitschrift erschien in ihrem neuen Verlag immer donnerstags und kostete im Jahresabonnement fünf Mark, was ein Zehntel des Preises der Konkurrenz aus Leipzig darstellte und musste ungleich dieser auch nicht im Voraus bezahlt werden. Die zehn Pfennig, die eine Einzelausgabe der BIZ kostete,

konnte sich die breite Masse leisten, was die späteren Auflagenerfolge bestätigten.⁶⁵ Auch neue Vertriebsformen beeinflussten den Absatz. Der bis dahin übliche Weg, die Zeitschrift über ein Abonnement zu erhalten, wurde ergänzt durch den zunächst provokativen und verbotenen, dann aber ab 1904 erlaubten Straßenverkauf von Zeitschriften und Zeitungen. Die Möglichkeit des Straßenverkaufs sorgte schließlich auch für die massenhafte Verbreitung.⁶⁶

Betrug die Auflage im Jahr der Übergabe 1894, wie bereits erwähnt, nur 14.000 Exemplare, so erschien sie um die Jahrhundertwende bereits mit einer Auflage von 100.000. Weitere sechs Jahre später wurden 800.000 Ausgaben gezählt; diese Zahl wurde durch eine Auflage von einer Million im Jahr 1914 übertroffen. Einen Höhepunkt markierte das Jahr 1931, in dem die Zwei-Millionen-Grenze fast überschritten wurde, die jedoch 1942 nochmals mit einer Auflage von 4,2 Millionen⁶⁷ überboten wurde.⁶⁸

Die bemerkenswerte Entwicklung der Auflagenzahl lag gewiss auch an den Inhalten und ihrer Darstellung, die die BIZ ihren Lesern bot. Die Fotoreportage entwickelte sich als neue journalistische Darstellungsform und durch Berichterstatter in aller Welt war es der „Berliner Illustrierten Zeitung“ möglich, ihrem Publikum eine äußerst ausgewogene und gute Berichterstattung zu bieten. Desweiteren wurden mit der Rätsecke, einer Karikaturensseite und dem Fortsetzungsroman neue unterhaltende Komponenten in die Zeitschrift mit aufgenommen, durch die eine Bindung des Lesers an die Zeitschrift stattfinden sollte. Nicht zuletzt weil die BIZ weltanschaulich und politisch neutral berichtete, wurde sie erst im Jahr 1945 eingestellt und galt bis dahin als „größte deutsche Illustrierte“.⁶⁹ Durch ihren ungeheuren Erfolg spornte sie viele Nacheiferer an, welche längst nicht so lange überlebten wie sie selbst.⁷⁰

Schlussbemerkungen

„Die Zeiten ändern sich“ – und damit auch die Bedürfnisse der Menschen. Betrachtet man die Ereignisse des 19. Jahrhunderts, kann man erkennen, welchen Einfluss technische und gesellschaftliche Entwicklungen auf das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen nahmen. Ausgehend von

der Familie als wichtigster sozialer Einheit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt die Familienzeitschrift als das Leitmedium dieser Zeit. Doch durch Anpassung an die Bedürfnisse der Leser gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts entstand daraus ein neuer Zeitschriftentyp, die Illustrierte. Beide Typen, erfolgreich wie sie waren, standen in Wechselwirkung mit ihrem zeitlichen Kontext und ebneten den Weg für die weitere Entwicklung des Zeitschriftenwesens. Vielleicht kann gerade auch die Illustrierte als Impulsgeber zum allgemeinen Trend der Visualisierung gelten, woraufhin dann im folgenden Jahrhundert die revolutionären visuellen Medien Film und Fernsehen entstanden, um wiederum ihrer Zeit gerecht zu werden.

Marion Fleischer und Romy Schönwetter studieren beide seit dem Wintersemester 2007/2008 an der Universität Augsburg Medien- und Kommunikationswissenschaft (Bachelor). Diese Arbeit entstand im Rahmen des Proseminars „Von der Gartenlaube bis zu NEON - Die Entwicklungs- und Entstehungsgeschichte des Zeitschriftenwesens“ unter der Leitung von Dipl.-Geogr. Margaretha Schweiger-Wilhelm M.A. im Sommersemester 2009.

Anmerkungen

1 Vgl. Kirchner, Joachim: Die Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens, Teil 2. Wiesbaden: Otto Harrasowitz Verlag, 1962, S.468.

2 Vgl. Faulstich, Werner: Mediengeschichte von 1700 bis ins 3. Jahrtausend. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006, S.54.

3 Faulstich, Mediengeschichte, 2006, S.74.

4 Ebd.

5 Vgl. Marckquardt, Wilhelm: Die Illustrierten der Weimarer Zeit. München: Minerva-Publikation, 1982, S.6.

6 Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Köln – Weimar – Wien. Böhlau, 2008, S. 155.

7 Faulstich, Werner: Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter. (1830-1900). Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 2004, S.74.

8 Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 60.

9 Barth, Dieter nach Meuter: Zeitschrift für alle. Das Familienblatt im 19. Jahrhundert. Ein sozialhistorischer Beitrag zur Massenpresse in Deutschland. Münster, 1974, S. 12.

10 Vgl. Kirchner, Zeitschriftenwesen, 1962, S. 225 f.

11 Vgl. Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 35 ff.; Stöber, Rudolf: Deutsche Pressegeschichte. Köln – Weimar – Wien. Böhlau, 2005, S. 266 f.

- 12 Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S.170 ff.
- 13 Kirschstein, Eva-Annemarie: Die Familienzeitschrift – Ihre Entwicklung und Bedeutung für die deutsche Presse. Berlin-Charlottenburg, 1937, S. 97.
- 14 Vgl. Gruppe, Heidemarie : „Volk“ zwischen Politik und Idylle in der „Gartenlaube“ 1835-1914. Europäische Hochschulschriften/19; Bd. 11. Frankfurt a.M. Lang, 1976, S. 11.
- 15 Abbildung des Titelbildes der ersten Ausgabe im Jahre 1853 vgl. Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 430.
- 16 Abbildung des Titelbildes der Ausgabe von 1875 vgl. Wikimedia:
http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/6/65/Gartenlaube_top.png/300px-Gartenlaube_top.png (29.10.2009)
- 17 Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S. 241.
- 18 Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S.7.
- 19 Ebd., S.193.
- 20 Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 75.
- 21 Vgl. Zimmermann, Magdalene: Die Gartenlaube als Dokument ihrer Zeit. München. Dt. Taschenbuch-Verl.1967, S. 7.
- 22 Vgl. Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 182 f.; Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 64.
- 23 Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 63 ff.
- 24 Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 253.
- 25 Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S. 240.
- 26 Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 437.
- 27 Ebd., S. 301.
- 28 Vgl. Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S. 240 f.
- 29 Vgl. Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 307; Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 66.
- 30 Gruppe, „Volk“ zwischen Politik und Idylle, 1976, S. 12.
- 31 Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 437; Faulstich, Medienwandel 2004, S. 66.
- 32 Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 66.
- 33 Vgl. Gruppe, „Volk“ zwischen Politik und Idylle, 1976, S. 13; Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 71.
- 34 Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S. 240.
- 35 Vgl. Faulstich, Medienwandel, 2004, S. 64.
- 36 Faulstich, Mediengeschichte, 2006, S. 75.
- 37 Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 198.
- 38 Ebd., S. 199 ff.
- 39 Ebd., S. 216.
- 40 Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S. 251.

- 41 Puschner, Uwe: Lesegesellschaften. In: Sösemann, Bernd (Hg.): Kommunikation und Medien in Preußen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart. Steiner, S. 193- 206. 2002, S. 195.
- 42 Barth, Zeitschrift für alle, 1974, S. 390 ff.
- 43 Ebd., S. 392.
- 44 Frühschütz, Jürgen: Horizont Medien-Lexikon. Frankfurt am Main: Dt. Fachverlag, 2004, S. 173 f.
- 45 Vgl. Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S.208.
- 46 Ebd.
- 47 Vgl. Ebd.
- 48 Vgl. Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S.209.
- 49 Aus dem Text der Titelseite der ersten Ausgabe, Wikimedia: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/de/thumb/b/b6/Illustrirte_Zeitung.jpg/200px-Illustrirte_Zeitung.jpg (29.10.2009)
- 50 Vgl. Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S.209.
- 51 Vgl. ebd., S.210.
- 52 Vgl. ebd.
- 53 Vgl. Kirchner, Joachim: Die Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens, Teil 2. Wiesbaden: Otto Harrasowitz Verlag, 1962, S.141.
- 54 unter Pränumeration versteht man im Allgemeinen „die Vorauserfüllung einer mit der Bedingung gegen einen Andern übernommenen Verbindlichkeit“; Brockhaus, Friedrich Arnold: Bilder-Conversations-Lexikon. Leipzig: F.A. Brockhaus Verlag, [Band 3], 1839, S. 555, online abgerufen unter:
<http://www.zeno.org/Brockhaus-1837/A/Pr%C3%A4numerat%20ion?hl=pranumeration> (29.10.2009)
- 55 Vgl. Stöber, Rudolf: Deutsche Pressegeschichte – Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2005, S.270.
- 56 Vgl. Wilke, Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2008, S.210.
- 57 Ebd.
- 58 o.V.: Harald Fischer Verlag: Illustrierte Zeitung (o.A. zum Jahr), <http://www.haraldfischerverlag.de/hfv/IZ/illustrirte.php> (29.10.2009)
- 59 Kirchner, Zeitschriftenwesen, 1962, S.141.
- 60 o.V.: Illustrierte Zeitung (o.A. zum Jahr), <http://www.haraldfischerverlag.de/hfv/IZ/illustrirte.php> (29.10.2009)
- 61 Kirchner, Zeitschriftenwesen, 1962, S.357.
- 62 Vgl. Stöber, Pressegeschichte, 2005, S. 270, Tabelle.
- 63 Vgl. Marckwardt, Wilhelm: Die Illustrierten der Weimarer Zeit. München: Minerva-Publikation, 1982, S.13.

ZEITSCHRIFTENWESEN

64 Vgl. Kirchner, Zeitschriftenwesen, 1962, S. 357.

65 Vgl. Stöber, Pressegeschichte, 2005, S. 271.

66 Kirchner, Zeitschriftenwesen, 1962, S. 357.

67 Vgl. o.V.: „Berliner Illustrierte Zeitung“ (o.A. zum Jahr), Wissen Media Verlag:
<http://wissen.de/wde/generator/wissen/ressorts/unterhaltung/index.page=1061274.html>
(29.10.2009)

68 Vgl. Kirchner, Zeitschriftenwesen, 1962, S. 357.

69 Vgl. o.V.: „Berliner Illustrierte Zeitung“ (o.A. zum Jahr), Wissen Media Verlag:
<http://wissen.de/wde/generator/wissen/ressorts/unterhaltung/index.page=1061274.html>
(29.10.2009)

70 Vgl. Kirchner, Zeitschriftenwesen, 1962, S. 357.

**„Kurz und gut, für jeden fand sich das Richtige“¹ –
Die Inselkultur Lummerlands
Spezifika realer und fantastischer Inselkulturen**

von Samira Eisele

Wasser, Weite und idyllisch dazwischen ein kleiner Fleck Land – der Lebensraum „Insel“ ist zweifellos ein besonderer. In der Fantasie von Festlandbewohnern wird er oft zum Sinnbild für ein gutes, sorgenfreies Leben. Die augenscheinlichste und wichtigste Besonderheit des Insellebens ist die Abgeschlossenheit. Begrenzt nach innen und außen bieten Inseln realen oder fantastischen Ursprungs eine überschaubare kleine Welt.

Dass diese Eigenschaft ebenso Konflikte mit sich bringen kann, wird spätestens bei der Variation der beliebten Frage „*Was würdest du auf eine einsame Insel mitnehmen?*“ oder „*Wen würdest du mitnehmen?*“ deutlich. Inselbewohner müssen ihren beschränkten Lebensraum teilen, Festlandbewohnern stehen größere Ausweichmöglichkeiten offen. Sind die Formen des Zusammenlebens auf Inseln deshalb anders als die auf dem Festland? Mehr noch: bietet die Inselform vielleicht bessere Voraussetzungen für das gelingende Miteinander und erscheint uns deshalb oft so paradisisch?

Nicht nur der limitierte Raum ist ein Spezifikum des Insellebens. Durch die exponierte Lage ist eine Insel meist leicht erreich- und angreifbar. Interkulturelles Zusammentreffen und der Kampf um den begrenzten Standort sind Herausforderungen, mit denen Inselbewohner häufig konfrontiert sind. Bringt die Untersuchung von Inselkulturen spezifische Strategien des Umgangs mit diesen Problemen ans Licht, die vielleicht sogar als Vorbild für andere kulturelle Situationen dienen können?

Diesen Fragen möchte ich im Folgenden am Beispiel der Insel Lummerland nachgehen.

Die fiktive Insel aus den Jim Knopf-Romanen von Michael Ende bietet gute Voraussetzungen für die Untersuchung. Die Welt, in die der Leser eingeführt wird, ist klein, überschaubar und zunächst friedlich. Es gibt auf der Ausgangsinsel der Romane keinerlei Konflikte, die Bewohner

sind sicher und einer Meinung, wie sie gemeinsam in ihrer abgeschlossenen Welt leben möchten und können. Das unbeschwerte Leben auf Lummerland wird jedoch durch äußeres Einwirken bedroht.

Da die Inselwelt, ihre Bedrohung sowie die Reaktionsmöglichkeiten der Bewohner im Falle einer fiktiven Insel wie Lummerland ihren Ursprung in der Fantasie und der Intention ihres Erfinders haben, wird die folgende Untersuchung sich über die Strategien des Zusammenlebens hinaus auch dem Autor Michael Ende zuwenden. Ob die Kultur Lummerlands als reines Fantasieprodukt betrachtet werden sollte oder ob sich eine Absicht des Autors erkennen lässt, die Insel zum Vorbild für reales Zusammenleben zu machen, soll im letzten Teil dieser Arbeit anhand von Analysen verwendeter Motive und Aussagen Endes geklärt werden.

Ein Unterschied zwischen realen und fiktiven Inseln ist der Autor als Schöpfer der Inselfituation. Auch wird die besagte Abgeschlossenheit auf Lummerland beispielsweise positiv empfunden, auf realen Inseln erscheint sie öfter problematisch.² Diese Differenzen lassen die Frage aufkommen, ob fiktive Inselkulturen überhaupt in ähnlicher Weise untersucht werden können wie tatsächlich existierende, und welcher Nutzen sich aus der Betrachtung von Lummerland ziehen lässt. Diese Fragen bilden ebenfalls einen Teil der nun folgenden Betrachtung. Vorab kann schon vermerkt werden, dass auf Lummerland sehr realistische Inselprobleme gelöst werden müssen.

Lummerland

Lummerland wird in den folgenden Abschnitten zunächst wie eine reale Insel in Hinblick auf spezifische Eigenschaften, Geschichte und Entwicklung betrachtet und dieses Inselbild anschließend auf die genannten Fragen geprüft. Die Beschreibung der Insel bezieht sich hier zunächst auf das Buch „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“, später auf „Jim Knopf und die Wilde 13“.³

Lummerland macht im Verlauf der beiden Bücher verschiedene Entwicklungsstufen durch. Diese werden einzeln auf die nun folgenden Kategorien untersucht. Für Zitate verwende ich die Ausgaben von 1983 und 1990 und verzichte zugunsten eines klaren Bildes der Insel, wie sie von Michael Ende geschaffen wurde, auf die Betrachtung von Filmausschnitten der bekannten Verarbeitung der Augsburger Puppenkiste.

Lage, Geographie und Infrastruktur

Die Insel Lummerland ist vor allem eines: klein. „Es war ungefähr doppelt so groß wie unsere Wohnung“ heißt es über das Land „und bestand zum größten Teil aus einem Berg mit zwei Gipfeln, einem hohen und einem, der etwas niedriger war.“⁴ Lummerland ist vermutlich vulkanischen Ursprungs, das legt die Erzählung des Drachen Frau Mahlzahn nahe.⁵

Das kleine Land ist nicht genau auf einer Karte zu verorten, liegt aber etwas mehr als drei Wochen per Lokomotive auf dem Meer von China/Mandala entfernt.⁶ Lummerland ist, wie im Punkt ‚Bevölkerung und Politik‘ noch ausgeführt wird, europäisch geprägt.

Die Insel ist gut erschlossen und verfügt über eine für ihre Größe sehr gute Infrastruktur in Form der Eisenbahnlinie, die von Lukas dem Lokomotivführer betrieben wird und dem Kaufmannsladen von Frau Waas, die ihre Ware per Postschiff importiert. Insgesamt fünf Tunnel führen durch den Berg und die Lokomotive Emma fährt auf „kurvenreichen Gleisen“⁷ über Lummerland. Alle Teile der Insel, auch das Landesinnere, sind gut zugänglich. Das königliche Schloss liegt zwischen den beiden Berggipfeln, ein ‚normales‘ Haus, ein Kaufmannsladen und natürlich die Bahnstation machen den Rest der Bebauung aus.⁸ „Man sieht also, das Land war ziemlich voll. Es passte nicht mehr viel hinein.“⁹

Bevölkerung und Politik

Lummerland ist eine Monarchie, die von König Alfons dem Viertel-vor-Zwölften „ziemlich gut“¹⁰ geführt wird. In „schottisch karierten Pantoffeln“ und „einem Schlafrock aus rotem Samt“¹¹ herrscht er über seine Untertanen.

Diese Untertanen sind namentlich Frau Waas, die den Kaufmannsladen der Insel führt und Herr Ärmel, der „eigentlich keinen Beruf [hatte]. Er ging nur spazieren und war eben da. Er war hauptsächlich Untertan und wurde regiert.“¹² „Kein Untertan [...] sondern Lokomotivführer“¹³ ist Lukas.

Diese vier stellen die Ausgangsbevölkerung der Insel dar. In ihrer Zusammenstellung kann die englische „Mikrogesellschaft des neunzehnten

Jahrhunderts“¹⁴ gesehen werden, wobei Lukas die Arbeiter, Frau Waas die Kaufleute und Herr Ärmel die Bürger verkörpert. Obwohl die Insel „mitten im weiten, endlosen Ozean“¹⁵ liegt, was auf England nur bedingt zutrifft, scheint sie in jedem Fall europäisch geprägt zu sein. Das ist beispielsweise an der Ware des Kaufladens oder den Essgewohnheiten¹⁶ von Lukas und Jim erkennbar. Mit Herrn Ärmel kann wiederum eine Verbindung zum gleichnamigen Kanal zwischen Frankreich und England hergestellt werden.¹⁷

Kultur und Tradition

Diese Anklänge einer europäischen Kultur auf Lummerland finden sich auch in den Andeutungen von Bräuchen und Traditionen bestätigt. Es wird von Feiertagen berichtet, an denen es Sitte ist, dass sich König Alfons der Viertel-vor-Zwölfte zur Stunde seiner Geburt am Schlossfenster zeigt und sich von seinen Untertanen zujubeln lässt. Die Feierlichkeiten werden anschließend mit selbst gemachtem Vanilleeis von Frau Waas begangen, an hohen Feiertagen gibt es Erdbeereis.¹⁸

Eine Religion der Inselbewohner ist nicht explizit genannt, es gibt aber einen Hinweis auf das Christentum: Jim Knopf erfährt im zweiten Buch, dass er der Nachfahre des Heiligen Dreikönigs Kaspar ist.¹⁹

Zusammen mit der Hausmannskost, die sich Lukas und Jim auf Reisen wünschen, bestätigt sich damit das Bild einer traditionellen europäischen Gesellschaft.

Die Sprache der Lummerländer ist für jeden verständlich, dem Jim und Lukas auf ihren Abenteuern begegnen. Es scheint sich damit entweder um eine Weltsprache²⁰ oder eine Art Kinderbuch-Universalsprache zu handeln.

Insgesamt macht Lummerland einen etwas verschlafenen und ruhigen Eindruck, oder wie es am Ende des ersten Kapitels von „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ heißt: „Es war ein friedliches Leben auf Lummerland, bis eines Tages – ja und damit beginnt nun endlich unsere Geschichte.“²¹

Geschichte Lummerlands 1: Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer

Ein kleiner schwarzer Junge, der den Namen Jim Knopf bekommt, wird zu Beginn des Romans in einem mysteriös an ‚Frau Maltsan‘ in ‚Xummerlant‘²² adressierten Paket nach Lummerland geliefert, wo er als Ziehsohn von Frau Waas und junger Freund von Lukas aufwächst.

Mit zunehmenden Alter Jims sieht König Alfons Lummerland durch Überbevölkerung bedroht, und beschließt die Lok Emma abzuschaffen. Daraufhin machen sich Lukas und Jim mit Emma auf dem Wasserweg auf ins Unbekannte. Sie erreichen nach einigen Wochen China/Mandala, wo sie vom Schicksal der entführten Prinzessin Li Si erfahren und beschließen, sie zu retten. Unter Mithilfe ihrer neuen Freunde, dem Scheinriesen Herrn Tur Tur und dem Halbdrachen Nepomuk, gelangen sie in die Drachenstadt Kummerland, wo Li Si zusammen mit anderen Kindern aus aller Welt vom bösen Drachen Frau Mahlzahn gefangen gehalten wird. Sie schaffen es die Kinder zu befreien und nehmen die besiegte Frau Mahlzahn mit nach China/Mandala, wo sie sich in einen ‚Goldenen Drachen der Weisheit‘ verwandelt und die Lösung für die Bevölkerungsproblematik Lummerlands verrät. Durch ihren Rat kann auf der Rückfahrt, die standesgemäß für Jim als neuen Verlobten von Li Si mit der kaiserlichen Flotte bestritten wird, eine schwimmende Insel gefangen und neben Lummerland angesiedelt werden.

Die Vereinigten Staaten von Lummerland und Neu-Lummerland

Die Insel soll zur neuen Heimat von Jim und Li Si werden. Das Problem der Überbevölkerung ist damit gelöst und es wird außerdem schnell festgelegt, dass die Insel mit Bahngleisen und Tunnels²⁴ erschlossen werden soll.

Lage, Geographie und Infrastruktur

„Neu-Lummerland“, die ehemals schwimmende Insel, ist

„noch etwas kleiner als Lummerland, aber beinahe noch hübscher. Drei grüne Rasenterassen, auf denen verschiedene Bäume standen, erhoben sich stufenweise. Unter den Bäumen waren übrigens drei durchsichtige, wie

sie in Mandala wuchsen. [...]Um die Insel herum lief ein flacher Sandstrand, der ganz famos zum Baden geeignet war. Und auf der obersten Terrasse entsprang ein kleiner Bach und rauschte in mehreren Wasserfällen bis zum Meer hernieder.“²³

Bevölkerung und Politik

Mit der Erweiterung durch die neue Insel hat der halbe Untertan²⁵ Jim genügend Platz um zu einem ganzen heranzuwachsen und sogar die Zuwanderung der frisch mit Jim verlobten Prinzessin Li Si ist nun möglich.

König Alfons der Viertel-vor-Zwölfte ernennt sich kurzerhand zum König der Vereinigten Staaten von Lummerland und Neu-Lummerland und wird so zum Herrscher über das Inselreich. Er nimmt diplomatische Beziehungen zu China/Mandala auf, dessen Kaiser er durch Jim und Lukas kennen gelernt hat. Diese Beziehungen werden durch das Verlegen eines Telefonkabels zwischen China/Mandala und dem lummerländischen Schloss manifestiert. Regierungsstil und politisches System bleiben somit gleich.

Jims Wunsch, Lokomotivführer zu werden, wird von Lukas unterstützt, der ihm eine kleine Lok namens Molly schenkt und ihn damit zum Auszubildenden macht.²⁶

Kultur und Tradition

Das Leben auf Lummerland geht seinen gewohnten Gang weiter – mit dem Unterschied, dass die Lummerländer nun auch Zugang zu anderen Kulturen haben. Durch Li Si importieren sie nun chinesischen/mandalesischen Tee und die Prinzessin bringt Geschenke wie beispielsweise einen Malkasten aus ihrem Heimatland mit.²⁷ Bedroht wird dieses beschauliche Leben wieder durch den Einfluss von Außen, nämlich als das Postschiff mit einer Lieferung Kinderbriefe an Jim und Lukas in der Dunkelheit gegen die Landesgrenze von Neu-Lummerland „bumst“.²⁸

Geschichte Lummerlands 2: Jim Knopf und die Wilde 13

Herr Tur Tur wird als Scheinriese zur Lösung des Problems: Ohne viel Platz zu benötigen kann er nachts als Leuchtturm meilenweit gesehen werden. Jim und Lukas machen sich auf, um Herrn Tur Tur nach Lummerland holen. Unterwegs treffen sie auf eine Meeresprinzessin und helfen ihr, durch die Reparatur des Magnetbergs das Meeresleuchten wieder herzustellen. Um vorübergehende Schiffe vor der magnetischen Anziehungskraft der Klippen zu schützen und diese ausschalten zu können, bleiben die beiden Freunde in der folgenden Nacht des Meeresballes auf den Klippen. Als die Prinzessin namens Sursulapitschi sich bei der Rückkehr verspätet, reisen die Lokomotivführerkollegen ab und lassen Molly als Hinweis auf baldige Rückkehr auf den Magnetklippen.

Mit der zum fliegenden Perpetumobil umgebauten Emma kommen sie schnell beim Scheinriesen an und treffen dort außerdem auf Nepomuk, der sich vor Herrn Tur Tur genauso fürchtet wie dieser vor ihm. Mit Beiden reisen sie zu den Magnetklippen zurück, wo Nepomuk als Wächter eingesetzt und Molly abgeholt werden soll. Da die Lok verschwunden ist, suchen die Freunde auf dem Meeresboden nach ihr. Ihnen geht die Luft in der gegen Wasser abgedichteten Emma aus, und sie werden in letzter Sekunde von den Meeresbewohnern gerettet, indem sie durch eine mysteriöse Unterwasserstadt bergauf auf eine Insel gezogen werden. Als sie am Strand erwachen, befinden sie sich wieder in Lummerland. Dort erfahren sie durch einen Brief, dass Molly in den Händen der Seeräuber ‚Die Wilde 13‘, den Gehilfen von Frau Mahl Zahn, ist. Mit gutem Rat durch den nun friedfertigen ‚Goldenen Drachen der Weisheit‘ gewappnet, stürzen sie sich in die Seeschlacht gegen die Wilde 13 und werden von diesen in das ‚Land, das nicht sein darf‘ entführt. Dort schafft es Jim, den Hauptmanns Stern der Bande an sich zu bringen und die Seeräuber so zu überlisten. Durch ein Pergament erfährt Jim in der Burg der Seeräuber darüber hinaus das Geheimnis seiner Herkunft. Er ist ‚Prinz Myrrhen‘, der letzte Nachfahre des heiligen Dreikönigs Kaspar, der von der Wilden 13 in einem Binsenkörbchen aus dem Meer gefischt wurde. Sein Volk war vom Drachen Mahl Zahn des Landes beraubt worden. Jim wird zum neuen Hauptmann der 13, die eigentlich nur zwölf waren, und ihre ‚Burg Sturmauge‘ mitsamt ‚Land, das nicht sein

darf' wird durch die Öffnung von zwölf Türen in ihrem Keller versenkt. Daraufhin erhebt sich auf der anderen Seite des Globus das Land ‚Jamballa‘, die Heimat von Jims Vorfahren, aus dem Meer. Auf dem höchsten Punkt dieses Landes liegen die ehemalige Inseln Lummerland und Neu-Lummerland. Nach ihrer doppelten Heimkehr heiraten Jim und Li Si. Die Lok Molly wird, verwandelt in das Kristall der Ewigkeit, das durch die Zusammenarbeit des Wasserwesens Uschaurischuum und des Feuerwesens Nepomuk hergestellt werden konnte, zu Jim zurückgebracht.

Jamballa/Jimballa

„Hagel, Blitz und Wolkenbruch, wenn das da eine kleine Insel ist, dann bin ich ein Floh“²⁹ so die Worte von Antonio aus der ehemaligen Wilden 13, als alle gemeinsam auf der Rückreise anstelle von Lummerland Jamballa entdecken.

Lage, Geographie und Infrastruktur

Jamballa ist eher ein Kontinent als eine Insel und die Platzprobleme Lummerlands dürften damit endgültig der Vergangenheit angehören. „Berge und Ebenen wechselten in höchst anmutiger Weise, soweit das Auge reichte.“³⁰ Und auch die geheimnisvolle Unterwasserstadt befindet sich auf dem neuen Kontinent. Sie besteht unter anderem aus Edelstein-Türmen und ist „von so märchenhafter Pracht, dass alle Worte zu schwach sind, den Anblick zu beschreiben“.³¹

Li Si und Jim bauen nahe der Landesgrenze zu Lummerland ein Haus, das sowohl einem königlichen Palast als auch einer Bahnstation ähnelt.³²

Auch der Bahnverkehr wird den neuen Bedürfnissen angepasst und ein Schienennetz gebaut, das die verschiedenen Landstriche von Jimballa ebenso wie Jamballa und Lummerland verbindet.

Bevölkerung und Politik

Jim Knopf tritt die Thronfolge auf Jamballa an: „Von heute an heißt es J i m b a l l a!“ Mit diesen Worten ergriff er von seinem rechtmäßigen Königreich Besitz.³³

Der Landesteil Lummerland bleibt allerdings autonom, so dass König Alfons und Jim in friedlicher Nachbarschaft ihren Regierungsgeschäften nachgehen können. Die Bevölkerung von Lummerland bleibt gleich, Jimballa wird hingegen neu besiedelt. Neben dem Königspaar, Herrn Tur Tur und den zwölf ehemaligen Seeräubern bleiben auch die Kinder aus der Drachenstadt und ihre Familien, die zur Hochzeit von Li Si und Jim angereist waren, in Jimballa und finden jeweils einen passenden Lebensraum.³⁴

Kultur und Tradition

Neue kulturelle Ansätze und Traditionen in Jimballa/Lummerland werden am Ende des zweiten Buches nicht erwähnt. Daher gehe ich davon aus, dass die verschiedenen Gruppen ihre jeweiligen Traditionen fortführen. Ob es darüber hinaus zu einem multikulturellen Miteinander kommt, ist nicht weiter beschrieben und kann daher nur vermutet werden. Jim Knopf beziehungsweise König Myrrhen weiß nichts über die Kultur seiner Vorfahren und orientiert sich vermutlich weiterhin an Lummerland. Auf ein friedliches Zusammenleben weist jedenfalls folgender Textausschnitt hin:

„niemand brauchte vor irgend etwas Angst zu haben. Und weil es im ganzen Land keinen Grund zur Angst gab, kamen bald aus allen Himmelsrichtungen alle Arten von Vögeln geflogen, prächtige und unscheinbare, solche mit schönen Stimmen und andere, die mehr quakten und schnatterten [...]. Später kamen auch noch andere Tiere. Aber trotzdem hieß Jimballa seit damals ‚Das Land der Kinder und Vögel‘.“³⁵

Die lummerländische Toleranzgesellschaft: Themen und Motive im Text und darüber hinaus

In den bisherigen Darstellungen finden sich schon auf den ersten Blick einige Hinweise darauf, dass die Insel in Bezug auf interkulturelles Zusammenleben und Toleranzförderung vorbildlich ist. Zwar sind diese Hinweise, wie zum Beispiel die Betonung von Jim Knopfs Hautfarbe und deren Nützlichkeit³⁶ geprägt von einem „naiven [...] Antirassismus“,³⁷ in den Büchern

finden sich jedoch auch Motive die über den Text hinaus mit Problemen der Toleranz und Interkulturalität umgehen und diesen Umgang weniger naiv erscheinen lassen: die Themen Rassismus, Darwinismus und Nationalsozialismus werden im Text angedeutet.

In „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ werden vor allem die ‚kleinen‘ alltäglichen Strategien des Umgangs mit Fremdheit, unterschiedlichen Altersgruppen, Machtpositionen und Aufgaben betont. Im zweiten Buch nimmt Ende eine andere Ebene in Angriff, globale Ungerechtigkeiten werden ausgeglichen und damit gleichsam der ganze Globus wieder ins Gleichgewicht gebracht.

Toleranzstrategien der Lummerländer

Jim Knopf wird als Findelkind ohne eine Andeutung von Problemen mit seiner plötzlichen Ankunft oder seiner Hautfarbe in Lummerland aufgenommen. In Lukas findet er einen Freund und Vaterersatz, Frau Waas adoptiert ihn und behandelt ihn wie ihren eigenen Sohn. Nichts deutet darauf hin, dass Lukas auf den jungen Jim herabsieht oder er ihn bevormundet, er nimmt im Gegenteil Jims Vorschläge ebenso gerne an wie dessen Bewunderung für seine eigenen Ideen.

Die schwarze Haut des Findelkinds wird im Buch ebenso überzeichnet dargestellt wie die Eigenschaften der anderen Lummerland-Bewohner. Die Insel darf wohl als eine Art Karikatur einer Gesellschaft gesehen werden, ist in sich jedoch tolerant und offen. Genauso kann der Umgang mit China/Mandala und seinen Bewohnern gedeutet werden:

„Der Begriff ‚Kindeskinder‘ (1: 40) deutet auf eine hohe Geburtenrate hin. Namen wie „Ping Pong“ sind am chinesischen Begriff für Tischtennis orientiert, [...]. Der explizite Hinweis auf die gelbe Hautfarbe, ‚Schlitzaugen‘ und Zöpfe (1: 39) transportiert ein in den 60er Jahren weitverbreitetes stereotypes Bild von Chinesen bzw. Asiaten allgemein [...]“.³⁸

Auch hier wird karikiert und Kritik an diesen Darstellungen ist durchaus verständlich, die Namensänderung zu „Mandala“ in späteren Ausgaben wird vielleicht auch deshalb eingeführt. Ganz unabhängig von dieser eventuell irritierenden Wirkung auf den Leser ist

das Verhalten der Lummerländer in Konfrontation mit der fremden Kultur aber durchaus positiv. Zwar sind Jim und Lukas von den (Ess-)Gewohnheiten etwas überrumpelt und vor den Kopf gestoßen, sie passen sich dann aber schnell der neuen Situation an und gehen auf die Vorlieben der Chinesen/Mandalesen ein.³⁹ Auch als die Freunde Herrn Tur Tur begegnen, der ganz offensichtlich anders und zunächst in seiner Besonderheit als Scheinriese auch furchteinflößend ist, schaffen sie es die Unsicherheit zu überwinden und am Ende sogar eine ganz speziell auf die Eigenschaften von Herrn Tur Tur zugeschnittene Aufgabe zu finden. Ebenso wird mit dem Halbdrachen Nepomuk verfahren. Wie ein roter Faden zieht sich die Verwandlung von ‚fremd‘, ‚anders‘, ‚unheimlich‘ und sogar ‚böse‘ zu ‚Freund‘, ‚besonders‘, ‚vertraut‘ und ‚gut‘ durch die beiden Romane.

Kann dahinter ein Schema, eine gewissen Absicht oder gar ein Programm gesehen werden?

„Im vergangenen Jahr verspürte ich auf einmal Lust zum Fabulieren. Ich fing ein Kinderbuch an.“⁴⁰ Diese Aussage von Michael Ende zur Entstehung der Geschichte um Jim Knopf lässt die genannten Entwicklungen zunächst zufällig erscheinen. Jedoch gibt es Anhaltspunkte in den Romanen, die auf biographische wie auch historische Ereignisse deuten, und den Zufall und die reine Fantasie als Urheber infrage stellen.

Nationalsozialismus, Rassismus und Darwinismus auf Lummerland

„Kann ein Kinderbuch, das fünfzehn Jahre nach Kriegsende erscheint, das die Begriffe Rasse und Schande benutzt, ein Märchenbuch sein? Oder müssten wir nicht mehr in die Tiefe gehen und zu den Mythen herabsteigen, wie Jim und Lukas auf dem Meeresboden zur versunkenen Stadt?“⁴¹

fragt Julia Voss in ihrem Artikel „Jim Knopf rettet die Evolutionstheorie“ die Leser der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Wie dieses Zitat schon andeutet, finden sich neben der ‚Toleranz im Kleinen‘ in den Jim Knopf Büchern etliche Anspielungen auf das Regime, das Deutschland in Michael Endes Kinder- und Jugendzeit fest im Griff hatte.

Jim Knopf und der Nationalsozialismus

Da gibt es zum einen den Drachen Mahlzahn, der in seiner Lehrermismission, Strenge, dem „militärischen Kommandoton“⁴² und der Absage an eigenes Denken als Abbild der Lehrer, die Michael Ende in seiner Jugend erlebte, gedeutet werden kann. Nicht die Vermittlung von Wahrheit und Erkenntnis ist das Ziel des Unterrichts, sondern die Überzeugungen des Drachen sollen von den Schülern aufgenommen und wiedergegeben werden.⁴³

Das Land, in dem sich diese schreckliche Schule befindet, ist Kummerland. Nur reinrassige Drachen haben dort Zutritt, und mit dieser Abgetrenntheit von der restlichen Welt, dem klaren ‚innen‘ und ‚außen‘ wirkt Kummerland fast schon wie eine Insel.⁴⁴ Ein Buchstabe trennt Kummerland von Lummerland – und der pure Zufall entschied, dass Jim Knopf nicht da sondern dort gelandet ist. Der Autor erschafft mit Lummerland und Jims Ankunft dort eine liebevolle und offene Alternative zum unheimlichen Drachenland.

Gegen Ende des zweiten Bandes wird ein weiteres Element des nationalsozialistischen Gedankenguts aufgegriffen und umcodiert: Der Mythos um die ‚Arierheimat Atlantis‘, zu dieser Zeit Kinderbuchstoff, wird zum versunkenen Kontinent Jamballa. Bei seinem Auftauchen bringt er jedoch keine blonde Herrenrasse mit sich, sondern wird zur idyllischen Wahlheimat von Menschen und Tieren verschiedenster Herkunft.⁴⁵

Als das ‚Land, das nicht sein darf‘ untergeht, ist damit auch eine Art Gerechtigkeit in der Welt wieder hergestellt. Auch bei der ‚Wilden 13‘, der Bevölkerung dieses Landes, gegen das sich sogar die Natur verbündet,⁴⁶ finden sich Hinweise auf den Nationalsozialismus. Als ‚das Ungerade Gerade wird‘, sie lernen, dass sie zwölf und nicht 13 sind und der Hauptmann nicht immer klar an einer Kennzeichnung (einem roten Stern!) erkennbar ist, ist damit ihr ganzes Weltbild zerstört. Die scheinbar unbezwingbaren Räuber setzen sich gegenseitig außer Gefecht und „sahen plötzlich ganz arm und hilflos aus“.⁴⁷

Nach diesen Hinweisen scheint mir hier die Analogie zu Deutschland in den Nachkriegsjahren offensichtlich. Kritisch zu sehen ist wohl an dieser Stelle, dass die Seeräuber einen neuen ‚Führer‘ fordern und Jim eine Art Vertreterrolle einnimmt, indem er zwar nicht das Kommando über-

nimmt, aber den Männern Namen und eine Aufgabe gibt. Eine Verbindung zum Nachkriegsdeutschland, zur Umerziehung und Entnazifizierung lässt sich aber auch hier herstellen.

Nicht nur durch die Hautfarbe von Jim Knopf wird neben den Andeutungen des Nationalsozialismus auch der Rassismus zum Thema der beiden untersuchten Bücher.

Jim Knopf und Rassismus

In ihrem Buch „Jim Knopf ist nicht schwarz“ zeigt Heidi Rösch zunächst verschiedene Belege für die eurozentrische Perspektive der Jim Knopf Bücher auf. So wird Jim Knopfs Hautfarbe thematisiert, die der Weißen hingegen nicht. Die stereotype Darstellung kann zu Diskriminierung führen, was Rösch am Beispiel einer Schweizer Mutter klar macht, die aufgrund der Gleichsetzung ihres Sohnes mit Jim Knopf gegen das Vorlesen der Bücher im Kindergarten klagte. Es wird darüber hinaus eine Art Urangst vor dem ‚schwarzen Mann‘ dargestellt – allerdings vor Lukas, der durch seinen Beruf schmutzig-schwarz ist. „Insofern lässt sich Lukas’ Charakterisierung als (naiver) Versuch einer Solidarisierung mit Schwarzen verstehen [...]“.⁴⁸ Zwar werden auf diese Art Vorurteile reproduziert, aber nicht, um als solche beibehalten zu werden. Vielmehr „holt der Autor weiße Kinder da ab, wo sie bezogen auf das Wissen um schwarze Haut nach Michael Endes Meinung offensichtlich stehen bzw. im Nachkriegsdeutschland standen“.⁴⁹ Die Vorurteile werden nicht beibehalten sondern innerhalb der Handlung durch die Annäherung an das Fremde „von klischeehaften, vorurteilsbeladenen Sichtweisen [...] [zu] einer individualisierten Betrachtung [...]“⁵⁰ überwunden.

Diese Umgangsweise lässt sich am deutlichsten an der Episode um Herrn Tur Tur zeigen. Der aus der Ferne riesenhaft und beängstigend wirkende ist einsam, da keiner sich nahe genug an ihn herantraut, um sein freundliches Wesen zu entdecken. Hier findet die Art Diskriminierung statt, die Jim glücklicherweise erspart bleibt. Es wird deutlich, dass der Ursprung dieser Ablehnung in der Wahrnehmung der Anderen und nicht im Charakter des Diskriminierten liegt.⁵¹ Jim und Lukas allerdings schaffen es, ihre Furcht zu überwinden, werden zu Freunden des Scheinriesen und finden sogar (an

dieser Stelle wird wieder die karikierte Personendarstellung deutlich) eine Aufgabe, die nur er erfüllen kann. Die einsamen Tage des Scheinriesen gehören der Vergangenheit an und gleichzeitig wird klar, dass es sich lohnt, sich selbst ein Bild zu machen und sich im wahrsten Sinne des Wortes dem Fremden anzunähern.

Rösch weist außerdem auf die Themen Sklavenhandel (die entführten Kinder in Kummerland) und Kolonialismus hin. Letzteren sieht sie im untergegangenen Kontinent Jamballa symbolisiert, dessen Bevölkerung offensichtlich dunkelhäutig war, und auf dessen Spitze sich die europäisch anmutende Miniatur-Gesellschaft Lummerland befand.⁵²

In enger Verbindung mit den Themen Rassismus und Nationalsozialismus steht der Darwinismus, der in den Büchern ebenfalls als Motiv zu finden ist.

Jim Knopf und Darwin

„Jim Knopf war Jemmy Button“ heißt es im schon erwähnten Artikel „Jim Knopf rettet die Evolutionstheorie“ aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Dezember 2008.⁵³ Jemmy oder Jeremy Button war der englische Name eines aus Feuerland verschleppten Jungen, der zusammen mit Charles Darwin auf der MS Beagle in England ankam. Für einen Knopf an England verkauft, wurde Jemmy Button

„in einem britischen Internat drei Jahre lang ‚zivilisiert‘, das hieß konkret, gedrillt. Er musste Englisch lernen, wurde christlich erzogen, und lernte Gartenbau und das Zimmerhandwerk. In England wurde Jemmy Button einem erstaunten Publikum als Wilder vorgeführt, dem man die segensreichen Errungenschaften der Zivilisation zukommen lassen wollte.“⁵⁴

Die Geschichte von Jemmy Button fand kein gutes Ende, genau wie der Darwinismus. Aus den neuen Erkenntnissen Darwins wurde eine Rassenideologie entwickelt, die Millionen Menschen das Leben kostete. Jemmy Button kehrte zurück nach Feuerland, wo er nach Jahren der Reintegration ein Massaker anrichtete,⁵⁵ als englische Missionare versuchten, auf seiner Insel zu landen.

Trotzdem, oder vielleicht deshalb entschloss sich Ende, beide Themen in ‚Jim Knopf‘ aufzugreifen. Indem er den Helden seiner Geschichte nach

dem Jungen aus der Beagle Expedition benannte, schafft er es, den Darwinismus und Jemmy Buttons Geschichte zum Guten zu wenden. Nachdem die verarbeiteten Themen der Romane belegt wurden, soll im nächsten Abschnitt versucht werden, die persönliche Motivation des Autors dazu aufzudecken.

Michael Ende – Biographie, Einflüsse und Intention

Von frühester Kindheit an war Michael Ende umgeben von fantastischen Wesen und Ideen. Der Ausweg aus dem Alltag über die Kunst und die heilsame Wirkung von Kunstwerken waren ihm aus seinem Elternhaus bekannt und vertraut. Als Sohn des surrealistischen Malers Edgar Ende und der in späteren Jahren ebenfalls malenden Luise Ende, geborene Bartholomä, wuchs er in einer Umgebung auf,

„in der künstlerische wie auch spirituelle Fragen wichtiger sind als die meist vorherrschende materielle Armut. [...] Viel wichtiger sind für sie die Bilder, die geschaffen werden [...]. Nicht ungewöhnlich ist der nächtliche Besuch eines Freundes, der kunstinteressierte Gesprächspartner sucht. [...] Solche Erlebnisse prägen, vermitteln dem Kind das Gefühl, Kunst und deren Erlebnis sind wichtiger als alles andere.“⁵⁶

Ganz im Gegensatz zu dieser künstlerischen Bildung und der erlebten Freiheit war Michael Endes Schulzeit zur Zeit des Zweiten Weltkriegs: eine „einzige Katastrophe“.⁵⁷

Der junge Michael erlebte wie die Kunst seines Vaters ab 1936 als ‚entartet‘ bezeichnet und verboten wurde, ebenso wie Bombenangriffe auf München und Hamburg. 1944 brannte das Atelier des Vaters ab und ein Großteil des Werks ging verloren. Michael Ende erhielt im gleichen Jahr seinen Stellungsbeleg, den er ignorierte und sich der Freiheitsaktion Bayern anschloss.⁵⁸ Das Erleben des Nationalsozialismus, der die darwinistische Evolutionstheorie für seine Zwecke missbrauchte und umdeutete, war für Ende das Unglück seiner Kindheit. Nach Kriegsende verbrachte er noch zwei Schuljahre auf der Freien Waldorfschule in Stuttgart. Mit den Werken von Rudolf Steiner, die auch seinen Vater Edgar Ende stark beeinflussten, beschäftigte sich Ende intensiv. „Als der Fischer Verlag Jahrzehnte später Michael Ende bat, ein Lesebuch aus den

Texten zusammenzustellen, die ihn am meisten beeinflusst haben, nannte er an erster Stelle Rudolf Steiners Essay ‚Darwinismus und Sittlichkeit‘.⁵⁹ Darwin, Marx, Freud und Einstein bezeichnete Ende stets als seine geistigen Väter.⁶⁰

Eingedenk dieses Wissens erscheint es geradezu töricht, die Geschichte von Jim Knopf als reine Kindergeschichte zu sehen, in der ein kleiner Junge zufällig all das erlebt, was in den vorhergehenden Teilen als Umcodierung eines ganzen Weltbildes entschlüsselt wurde.

„Vielleicht hat man nicht gut genug zugehört, als Michael Ende sagte, dass es nie als Kinderbuch gedacht war“,⁶¹ mutmaßt Julia Voss. Oder aber es ist Michael Endes Absicht, die Bücher, „geschätzt vom siebenjährigen Sohn wie von den vorlesenden Eltern“⁶² mit der scheinbaren Zufälligkeit eines Kinderbuchs zu versehen. Der Leser erkennt auch ohne formulierte Botschaft und Programm, was dabei wichtig ist. So entsteht beinahe beiläufig das Bild der lummerländisch-jimballanischen Toleranzgesellschaft.

Fazit: Inselutopie Lummerland – die gewollte Vorbildinsel

Lummerland ist fantastisch. Die Insel ist das Produkt der scheinbar unendlichen Schöpferkraft eines Kinderbuchautors. Gleichzeitig ist sie, das sollten die vorhergehenden Kapitel deutlich gemacht haben, sehr viel mehr als das.

Die Verhaltensweisen der Lummerländer sind natürlich nicht direkt auf die reale Welt übertragbar. Sie gehen auch nicht mit einer Botschaft oder gar einem ableitbaren Programm des toleranten Zusammenlebens einher. Es gibt sogar viele Punkte, in denen man die Figuren belehren und die Sichtweise des Autors kritisieren möchte. Neben der schon genannten Naivität und dem Eurozentrismus ist das vermittelte Frauen- und Männerbild fragwürdig, in dem Li Si Jim lebenspraktisch unterlegen⁶³ und Frau Waas' liebstes Hobby das Nähen von Jims Kleidern ist.⁶⁴

Außerdem ist am Ende des zweiten Romans nicht klar, ob die verschiedenen Bevölkerungsgruppen Jimballas miteinander oder in getrennten Gebieten nebeneinander leben.

Und doch: Lummerland ist den meisten realen Inseln ein Stück voraus. Prekäre und realistische Themen werden aufgegriffen und die Figuren

handeln in vielen Aspekten vorbildlich. Ende verzichtet nicht nur, er warnt aufgrund seiner Erfahrungen geradezu vor Botschaften in Büchern. Bei Jim Knopf wird kein bestimmter Zweck hinter die Handlung der Figuren gestellt. Stattdessen sprechen die Bilder für sich, und die Fantasie selbst wird ebenso zur Lösung wie die phantastischen Ereignisse, die die Protagonisten immer wieder retten. Die Strategie ist keine zu haben – sie keinem aufzuzwingen und das Gegebene anzunehmen und zum Besten zu wenden.

Die Geschichte scheint an vielen Stellen zufällig, doch, um den Autor zu zitieren: „Halten Sie es für Zufall, wenn Sie genau im richtigen Augenblick genau das richtige Buch in die Hand bekommen, es an genau der richtigen Stelle aufschlagen und genau die richtige Antwort finden?“⁶⁵ Und so sind die Probleme der fantastischen Miniaturgesellschaft durchaus realistisch. Überbevölkerung, Ausgrenzung, Kindesentführung und Misshandlung, Kolonialismus, Rassismus und Völkerhass: es sind viele „richtige Augenblicke“ für diese Themen denkbar.

Diese Probleme sind zunächst nicht mit dem sorglosen Insel-/Hängemattendasein vereinbar, das zu Beginn dieser Arbeit angesprochen wurde. Und doch scheint diese Unbeschwertheit auf Lummerland erstaunlicherweise möglich.

Daraus lassen sich für die Ausgangsfragen der Arbeit zwei Schlüsse ziehen. Zum einen, dass die Fantasieinsel – oder Inselutopie – Lummerland zwar schön und friedlich, tolerant und vorbildlich ist, dieser Zustand in der realen Welt aber nie erreicht werden kann, und ‚Jim Knopf‘ somit auch nur als Fantasiegeschichte betrachtet werden sollte. Diese Option schließt eine Übertragung auf oder gar Vorbildfunktion Lummerlands aus.

Die andere Möglichkeit ist, Lummerland als das verkleinertes Abbild einer märchenhaften Gesellschaft zu sehen, deren Betrachtung für den Leser – ob Kind oder Erwachsener – obwohl sie so nicht umsetzbar ist, lehrreich sein kann. Lummerländliche Zustände sind in jedem Fall erstrebenswert, und die Essenz der aufgedeckten Strategien des Zusammenlebens, toleranter Umgang ohne Scheu vor der Überwindung eigener Grenzen, ist gar nicht mal so unrealistisch.

Kann dies die Absicht hinter der fantastischen Geschichte sein? Mit zwei Zitaten von Michael Ende möchte ich für diese zweite Lesart plädieren.

Dass der Leser nicht passiv unterhalten wird, sondern zur Partizipation und dem Weiterdenken der Geschichte aufgefordert wird, macht folgende Aussage zur Rezeption von Werken deutlich:

„Es ist sowohl bei meinem Vater als auch bei mir immer ein Ziel gewesen, dass das Bild beziehungsweise die Geschichte erst fertig wird im Betrachter respektive im Leser. [...] Im Großen und Ganzen verharret der jetzige Leser in einer konsumptierenden Haltung. Während es mir gerade darum zu tun ist, Bildergeschichten zu finden, die genau das offenlassen, d.h. die den Leser eintreten lassen um ihn zum Mitwirkenden zu machen. In diesem Sinne hat sich auch mein Vater mal geäußert, [...] dass ein Bild erst fertig wird im Betrachter. Es darf vorher noch nicht fertig sein. Wenn es an der Wand schon fertig ist, dann ist es verschlossen, dann ist es zu.“⁶⁶

Lummerland, weitergedacht als eine vorbildliche Inselkultur, wird mit diesem Zitat nicht nur vorstellbar, sondern die mögliche Absicht ihres Schöpfers.

Die Anregung der Fantasie und die Offenheit gegenüber neuen Gedanken und Vorstellungen werden von Michael Ende gewünscht und gefördert. Diese Fähigkeiten können für die Toleranz im Umgang mit Fremdem und Neuem und ein friedliches Zusammenleben nur förderlich sein. Abschließend bleibt die Frage nach der Relevanz dieser utopischen Inselgeschichte, oder sind reale Inseln, deren Kulturen und Geschichten, für eine solche Untersuchung nicht viel bedeutsamer und fruchtbarer als ausgerechnet Lummerland?

„Wie kennen von der Realität nur die Vorstellung, die wir uns von ihr machen. Ich weiß nicht genau, wo die Realität aufhört und die Vorstellung beginnt.“⁶⁷ So oder ähnlich könnte Michael Endes Antwort auf diese Frage lauten.

Lummerland ist keine Patentlösung und auch nicht sehr realistisch. Aber die Insel von Jim Knopf zeigt das, was Ende selbst in seiner Kindheit gelernt hat. Fantasie und Offenheit, statt Handlungsschemata zu liefern wird für kreative Lösungen plädiert. Und eines zumindest kann man der Insel nicht absprechen: das Miteinander dort funktioniert.

Das ist in Hinblick auf viele reale Inselfituationen utopisch, mit den verwendeten Motiven bleibt die Geschichte dennoch nah an realen Problemen und damit wird die Insel, ganz im Sinne ihres Schöpfers, zum Vorbild.

Samira Eisele studiert seit Oktober 2005 Soziologie mit den Nebenfächern Europäische Ethnologie/Volkskunde und Politikwissenschaft an der Universität Augsburg. Diese Arbeit entstand im Rahmen des Hauptseminars „Von Island nach Lummerland – Zur Spezifik von Inselkulturen“.

Anmerkungen

1 Ende, Michael: *Jim Knopf und die Wilde 13*. Stuttgart 1983. S. 252.

2 Ludwig, Claudia: *Was du ererbt von deinen Vätern hast... Michael Endes Phantasien – Symbolik und literarische Quellen*. Frankfurt 1988. S. 218 ff.

3 Ende, Michael: *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer*. Stuttgart Ausgaben 1983 und 1990. Ende, Michael: *Jim Knopf und die Wilde 13*. Stuttgart Ausgaben 1983 und 1990

4 Ende, Michael: *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer*. Stuttgart 1990. S. 3 (im Folgenden zitiert als: Lukas)

5 Ende, Michael: *Jim Knopf und die Wilde 13*. Stuttgart 1990. S. 239 (im Folgenden zitiert als: Wilde 13)

6 Vgl. Lukas S. 32.

7 Ebd. S. 3.

8 Vgl. gesamter Abschnitt Lukas S. 3 ff.

9 Lukas S. 3.

10 Vgl. ebd. S. 6.

11 Beides: ebd. S. 8.

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Voss, Julia: *Jim Knopf rettet die Evolutionstheorie*. Darwin-Jahr 2009 In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 16.12.2008.

<http://www.faz.net/s/Rub71E8665493FD4CB29D4E0759DF21C32C/Doc~E63B66F19501A41828F6A22377304DC05~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (3.10.2009)

15 Lukas S. 4.

16 Vgl. ebd. S. 8, 51.

17 Vgl. Voss 2008.

18 Vgl. Lukas S. 9.

19 Vgl. Wilde 13 S. 218.

20 Wie zum Beispiel englisch, was die Annahme von Lummerland als einem Miniatur-England stützt.

21 Lukas S. 9.

22 Vgl. ebd. S. 10.

23 Lukas, S. 237f.

24 Vgl. ebd.

25 Vgl. Wilde 13 S. 7.

26 Vgl. Ende, Michael: *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer*. Stuttgart 1983. S. 252ff

27 vgl. ebd. S. 5 ff.

28 Ebd. S. 14.

29 Wilde 13 S. 251.

30 Wilde 13 S. 252.

31 Ebd.

32 Vgl. ebd. S. 270.

33 Ebd. S. 256.

34 Vgl. ebd. S.271.

35 Wilde 13 S. 272.

36 vgl. Lukas S. 132.

37 Rösch, Heidi: *Jim Knopf ist (nicht) schwarz. Anti-/ Rassismus in der Kinder- und Jugendliteratur und ihre Didaktik*. Baltmannsweiler 2000. S 143.

38 Rösch 2000 S. 145.

39 vgl. Lukas S. 60ff und Rösch 2000 S. 146.

40 Ende, Michael; zitiert in: K. Terjung: *Michael Ende – König der Märchen*. Rheinische Post. Solingen. 31.10.1961.

41 Voss 2008.

42 Ebd.

43 vgl. Lukas S. 168 ff.

44 vgl. Ludwig 1988 S. 218.

45 vgl. Voss 2008.

46 vgl. Wilde 13 S. 199.

47 Wilde 13 S. 236.

48 Rösch 2000 S. 144.

49 Ebd.

50 Ebd. S. 145.

51 Rösch 2000 S. 145.

52 vgl. Rösch 2000 S. 151f .

53 Voss, Julia: *Jim Knopf rettet die Evolutionstheorie*. Darwin-Jahr 2009 In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 16.12.2008.

<http://www.faz.net/s/Rub71E8665493FD4CB29D4E0759DF21C32C/>

Doc~E63B66F19501A41828F6A22377304DC05~ATpl~Ecommon~Scontent.html
(3.10.2009)

54 Kiesewetter, Renate: *Verkümmerte, elende, unglückliche Geschöpfe* – Charles Darwin und die Feuerländer. Hintergrundtext Bayern 2 – radioWissen. Bayerischer Rundfunk. http://www.br-online.de/wissen-bildung/collegeradio/medien/geschichte/charlesdarwin/hintergrund/charlesdarwin_hintergrund.pdf (3.10.2009)

55 Vgl. Voss 2008.

56 Hocke/ Kraft 1997 Hocke, Roman/ Kraft, Thomas: *Michael Ende und seine phantastische Welt*. Stuttgart 1997. S. 65.

57 Ende in Sato 1997, zitiert nach Hocke, Roman/ Neumahr, Uwe: *Michael Ende. Magische Welten*. München 2007 S. 24.

58 vgl. Hocke/ Kraft 1997 S. 70 ff.

59 Voss 2008.

60 Vgl. ebd.

61 Voss 2008.

62 Tabbert, Reinbert: *Kinderbuchanalysen. Autoren – Themen – Gattungen*. Frankfurt 1989. S. 35.

63 Wilde 13 S. 195 und vgl. Tabbert 1990 S. 31.

64 vgl. Lukas S. 244.

65 Ende 1995 zitiert nach Voss 2008.

66 Ende 1985 S. 52/53.

67 Ende zitiert nach Hocke/ Kraft 1997 S. 8.

Laudatio auf Frau Gerda Schurrer
Fachreferentin für Europäische Ethnologie/Volkskunde
an der Universitätsbibliothek Augsburg

von Anna Ruile

Seit 1995 betreut Frau Schurrer die Kolumne „Neu bei 54“ in den Augsburger Volkskundlichen Nachrichten und stellt darin einige Neuerwerbungen des Bereichs für Europäische Ethnologie/Volkskunde in der Bibliothek der Universität Augsburg vor. Frau Schurrer ist aber noch viel mehr für unser Fach: als Fachreferentin kümmert sie sich um den Erwerb und die Pflege von Titeln, steht in ständigem Kontakt mit allen Mitarbeitern des Faches und bietet für das volkskundliche Tutorium Einführungen in die Bibliothek und in den Fachbereich an.

Zum 31.07.2010 wird Frau Schurrer uns zu unserem großen Bedauern jedoch verlassen: sie geht in ihren hochverdienten Ruhestand. Zeit also, in einer kurzen Laudatio ihrer vielfältigen Bemühungen um unser Fach zu gedenken.

Frau Schurrer studierte in München zunächst zwei Semester lang Geschichte, Altphilologie und Anglistik. Aufgrund ihrer vielfältigen Interessen konnte sie sich jedoch nicht auf ein Fach beschränken und entschloss sich schließlich, eine Ausbildung zur wissenschaftlichen Bibliothekarin des gehobenen Dienstes zu machen. Nach einer kurzen Tätigkeit an der Staats- und Stadtbibliothek kam sie am 1.1.1973 an die neugegründete Universität Augsburg. In der Eichleitnerstraße arbeitete sie aufgrund der noch geringen Größe der Bibliothek in allen Abteilungen und verschaffte sich einen Überblick über sämtliche Tätigkeitsbereiche (wie Erwerbung, Katalogisierung etc.). Nach der Gründung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät mit dem Bereich 50 übernahm sie die Betreuung der kulturwissenschaftlichen Sparte. Ab dem Jahr 1981, mit der Eröffnung der Zentralbibliothek, betreute sie bis heute die dortige zentrale Information. Drei Jahre später wurde sie schließlich gefragt, ob sie Fachreferentin für die Volkskunde werden wolle. Ihre Zusage bedeutete eine große Bereicherung für das Fach. Insbesondere beim Kauf der Fotosammlung der herausragenden Fotografin Erika Groth-Schmachtenberger

durch Prof. Kapfhammer bewies Frau Schurrer ihre Einsatzkraft und ihre Begeisterung für die Volkskunde. Sie meisterte die überwältigende Aufgabe der Aufnahme, Sortierung und Katalogisierung der einzigartigen Fotografien in beeindruckender Weise. Wir sind ihr dafür zu großem Dank verpflichtet. Auch jetzt noch denkt jeder Mitarbeiter in der Bibliothek bei der Nennung der Sammlung Groth-Schmachtenberger sofort an Frau Schurrer.

Doch nicht nur dieser große Verdienst soll eine Würdigung finden. Wir möchten Frau Schurrer unseren herzlichst empfundenen Dank aussprechen für die wunderbare Zusammenarbeit, für ihre stete Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft (beispielsweise beim Aufstöbern seltener oder verschwundener Bücher) sowie ihre Tatkraft und unermüdliche Einsatzbereitschaft.

Wir wünschen ihr für ihre Zukunft nur das Beste und hoffen, dass sie unserem Fach weiterhin verbunden bleiben wird. Wenn sie ihre freie Zeit genügend ausgekostet hat, möchte Frau Schurrer vielleicht als Gasthörerin wieder zu uns stoßen, wir würden uns sehr freuen sie wiederzusehen.

Europa und die „Europäische Ethnologie“ Zur Internationalisierung nationaler Wissenschaften im 20. Jahrhundert – ein Forschungsprojekt

von Friedemann Schmoll

Seit Herbst 2009 läuft am Augsburger Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Projekt mit dem Titel „Der Ethnologische Atlas Europas. Zur Wissenschaftsgeschichte der Europäischen Ethnologie 1920-1980“. Die Fragen, die hierbei erörtert werden sollen, wurden wesentlich durch zwei Prozesse provoziert. Zum einen vollzog sich im deutschsprachigen Wissenschaftsraum in den vergangenen Jahren sukzessive die Umbenennung zahlreicher volkskundlicher Institute hin zu „Europäische Ethnologie“, wodurch vordergründig eine internationale, zumindest europäische Orientierung signalisiert werden sollte. Zum anderen avancierte „Internationalität“ im Allgemeinen längst zum selbstverständlichen und unhinterfragten Bestandteil allgemeiner Forschungsprogrammatisierung und Wissenschaftspolitik. Vor diesem Hintergrund will das hier vorzustellende Projekt in wissenschaftsgeschichtlicher Absicht beschreiben und analysieren, wie sich unter den politischen und gesellschaftlichen Bedingungen des 20. Jahrhunderts Prozesse der Internationalisierung in einer prononciert national orientierten Wissenschaft wie der Volkskunde vollzogen. Wichtig dabei sind zwei Problemebenen: zum einen die Beziehungen zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik und zum anderen die disziplinäre Genese und kognitive Identität einer „Europäischen Ethnologie“, der im 20. Jahrhundert die Basis einer Vielzahl nationaler Ausprägungen einer dann doch ähnlichen Wissenschaft zugrunde liegt.

Von Thomas Nipperdey stammt die Etikettierung der Volkskunde als eine „merkwürdige deutsche Sonderwissenschaft“.¹ Tatsächlich verdankte die populäre und öffentlichkeitswirksame Volkskunde in Deutschland spätestens seit dem Ersten Weltkrieg ihre Professionalisierung und Aufwertung zur akademischen Disziplin vor allem der gesellschaftlichen Funktionsleistung nationaler Sinnstiftungsangebote, ihrem

Gemeinschaftsvitalismus und der Plausibilisierung nationalkultureller Eigenarten. Damit schien sie gefangen im „nationalen Käfig“ und isoliert von internationalen Entwicklungen, wie dies Ulrich Wengenroth als gemeinsame Prägung aller Wissenschaften in Deutschland zwischen Kaiserreich und den Öffnungstendenzen der Nachkriegszeit ausgemacht hat.²

Neben dieser nationalen Befangenheit offenbart sich allerdings auch ein Bild internationaler Umtriebigkeiten in den europäischen Volkskunden des 20. Jahrhunderts mit all ihren vielen Namen und in all ihren Variationen und Spielarten (Volkskunde, Ethnographie, Europäische Ethnologie, Regionale Ethnologie, Laographie, Folkloristik etc.). Es handelt sich obendrein um ein internationales Engagement, das über die markanten politischen Brüche und gesellschaftlichen Zäsuren hinweg eine bemerkenswerte Kontinuität auszubilden vermochte: internationale Kongresse wie in Prag (1928), Paris (1937), Stockholm (1951) oder Arnhem (1955), internationale Zeitschriften wie zunächst seit 1937 „Folk-Liv“, in den 1950er Jahren „Laos“ oder später „Ethnologia Europaea“ oder gemeinsame Forschungsprojekte wie der „Ethnologische Atlas Europas“, der auch über die politischen Grenzen der Machtblöcke hinweg in den Zeiten des „Kalten Krieges“ realisiert werden sollte. All diese Aktivitäten erfuhren eine institutionelle Verfestigung in Organisationen wie (seit 1928/29) der „Commission Internationale des Arts et Traditions Populaires“ (CIAP) und später (seit 1964) der „Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore“ (SIEF). Diese und viele andere Organisationen, Ereignisse und Institutionen bildeten einen Rahmen für kontinuierliche Diskussionen um Selbstverständnis, Aufgaben und Namen einer europaweit einheitlichen volkskundlichen Wissenschaft. Bemerkenswert bei alledem: Diese internationale Wissenschaftspraxis vollzog sich – besehen von heute – unter teils schwierigsten kommunikativen, medialen und politischen Bedingungen, die allesamt den Handlungsmöglichkeiten beteiligter Wissenschaftler enge Grenzen setzten.

Da gibt es also zwei konkurrierende Lesarten volkskundlicher Fachentwicklung – eine der weitgehend nationalen Zentrierung, eine andere der offenen Internationalität, und beide vermögen Plausibilität zu entfalten. So ist konkreter zu fragen: Ab wann und unter welchen Voraussetzungen formierte sich im Spannungsfeld zwischen nationalen Volkskunden und internationaler Wissenschaftsentwicklung so etwas wie eine

„Europäische Ethnologie“? Wer waren ihre maßgeblichen Träger und was war deren Selbstverständnis? Wie veränderte sich die Sinnstiftungssemantik internationaler Forschungsarbeit über die politisch-gesellschaftlichen Brüche und Zäsuren des 20. Jahrhunderts hinweg? Welche Rolle spielte in der Konkurrenz unterschiedlicher Volkskunden aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen der Kampf um Deutungshoheit und internationale Meinungsführerschaft – also etwa eine wissenschaftspolitische Aufrüstungslogik zwischen Ost und West nach 1945 oder eine solche zwischen „völkischer“ NS-Wissenschaft und Volkskundlern aus demokratischen Gesellschaften während der 1930er Jahre? Wie konnte unter totalitären Bedingungen internationale wissenschaftliche Kommunikation überhaupt gestaltet werden? Welche Sprachen wurden als international verbindliche Wissenschaftssprachen etabliert? Welchen Rahmen bildete dabei „Europa“ und was wurde wann von wem darunter verstanden – nordischer Kulturraum, abendländische Wertegemeinschaft oder ein Raum politischer Zusammengehörigkeit? Welche Bezugsgrößen kulturanthropologischer Wissensordnungen waren relevant, und welche Strömungen im Schnittfeld von Kulturanthropologie, Ethnologie, Volkskunde, Philologien, Soziologie, Geographie oder historischen Disziplinen waren wirksam? Wie vollzogen sich im Kräftefeld unterschiedlicher nationaler Fachtraditionen, Disziplinen und beteiligter Nationen Prozesse der methodischen und theoretischen Standardisierung einer internationalen Disziplin?

Solche Fragen stehen im Mittelpunkt des DFG-Projektes. Volkskundliche Wissenschaftsgeschichte wurde bislang in der Regel stets aus nationalem Blickwinkel geschrieben – als Geschichte der „deutschen Volkskunde“, der „Europäischen Ethnologie“ skandinavischer Prägung oder der „Ethnologie française“. Systematische Arbeiten etwa zu internationalen Organisationen wie jene des Norwegers Bjarne Rogan über die CIAP und SIEF oder von Thomas K. Schippers bilden nach wie vor weithin die Ausnahme. Ein Fach strebt also einerseits nach internationaler Orientierung und europäischer Einheitlichkeit, ist andererseits aber eingebunden in nationale Rahmen der Wissenschaftsorganisation und nationale Forschungstraditionen. Und: Diese Disziplin verfügt weniger über eine gemeinsame Geschichte, sondern eher über unterschiedliche nationale Fachtraditionen.

Um die Fachgeschichtsschreibung der Volkskunde/ Europäische Ethnologie aus einer nationalen Perspektivierung herauszulösen, sollen in dem Projekt internationale Akteurskonstellationen in den Mittelpunkt gerückt werden. Deutlich wird dabei: Die Geschichte der jeweiligen nationalen Volkskunden in Europa folgte zwar einerseits je spezifischen nationalen Entwicklungspfaden. Gleichzeitig jedoch (und dies scheint in der bisherigen Wissenschaftsgeschichtsschreibung massiv unterbelichtet) organisierte sich volkskundliche Forschung seit den 1920er Jahren kontinuierlich in internationalen Netzwerken, Institutionen und orientierte sich an internationalen Forschungszielen. Dennoch: Wenn von "Europäischer Ethnologie" die Rede ist, dann verbirgt sich dahinter weniger das Resultat einheitlicher internationaler Wissenschaftsentwicklungen oder gar eine geschlossene wissenschaftliche Disziplin. Vielmehr fiel die Ausbildung volkskundlich-ethnographischer Wissenschaften in europäischem Horizont national höchst unterschiedlich aus. Tatsächlich finden sich auf dem Feld der „Europäischen Ethnologie“ sehr unterschiedliche Akteure, wobei wechselnde Zentren und intellektuelle Meinungsführerschaften zu beobachten sind – mal meldet die deutsche Volkskunde ihre Ansprüche an, dann etabliert sich die auch programmatisch stark unterfütterte „Regionale“ oder „Europäische Ethnologie“ skandinavischer Provenienz mit der Handschrift Sigurd Erixons. Und vor allem in den Volkskunden kleinerer Länder wie des Baltikums oder der Schweiz erwies sich konsequente internationale Orientierung als erfolgreiche Strategie der eigenen Aufwertung. Gerade in kleinen Ländern folgte die Internationalisierung einer kleinen Wissenschaft dem Versprechen nach Prestige und Anerkennung.

Das Augsburger Forschungsprojekt ist klein, widmet sich aber großen Fragen und Zusammenhängen. Deren Klärung und Diskussion erfolgt über die Auswertung von Zeitschriften und forschungsprogrammatischen Publikationen sowie den Akten von wissenschaftlichen Verbänden. Um der Eindimensionalität nationaler Perspektiven zu entkommen, erscheint es als unabdingbar, unterschiedliche nationale Ansichten auf ein- und dieselben Prozesse der Internationalisierung zu rekonstruieren. Das heißt: Wichtige Etappen, Ereignisse oder Kristallisationspunkte können nur in der Zusammenschau aller Beteiligten angemessen verstanden werden. Forschungspraktisch bedeutet dies etwa: Um zu verstehen, was 1955 in

Arnhem auf dem „Congrès International d’Ethnologie Régionale“ passiert oder gerade nicht passiert ist, kann nicht nur der Tagungsband ausgewertet werden, sondern möglichst umfassend die erhaltenen Korrespondenzen aller Beteiligten in Lissabon, Stockholm, Berlin oder Zagreb und anderswo ... Unversehens droht die Gefahr einer unendlichen Geschichte. Eines zeichnet sich indes unmissverständlich ab: Ganz so „merkwürdig“, wie von Nipperdey festgeschrieben, nimmt sich die deutsche Volkskunde (zumindest in einigen Grundtendenzen) im internationalen Vergleich dann doch nicht aus.

Anmerkungen:

1 Nipperdey, Thomas: Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft. In: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie, Göttingen 1976, S. 33-58, hier S. 42.

2 Wengenroth, Ulrich: Die Flucht in den Käfig. Wissenschafts- und Innovationskultur in Deutschland 1900-1960, in: Vom Bruch, Rüdiger; Kaderas, Barbara (Hrsg.): Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2002 S. 52-59.

Second City Augsburg **Kreativmodelle & Diskursplattformen als Motor** **der Stadtentwicklung**

von Peter Bommas

Die „Kreative Stadt“ ist derzeit ein Topos, der nicht nur Kultur- und Sozialwissenschaften, Innovationsforschung und Stadtplaner beschäftigt, sondern auch Politiker, Kulturakteure und selbstverständlich Marketingfachleute. Denn dieser Terminus bezieht sich gleichermaßen auf Orte von Design, Medien, Kunst, Mode- und Filmbranche wie auch auf die Wissenschaften. Die Stadt als Ort der Kreativität, als Ort, an dem soziale, kulturelle, künstlerische, technische und wissenschaftliche Neuerungen entstehen oder verhandelt werden, ist damit ein hochaktuelles Thema. Ein Thema, das auch in Augsburg Stadtgesellschaft und Politik beschäftigen sollte, weil es die Zukunftsfähigkeit einer Stadt betrifft.

Kreativquartiere & Partizipationsprozesse

Kreative Milieus, um den angeberischen Begriff der „creative industries“ zu vermeiden, werden für die kommunale Ökonomie, für das städtische Image und die Diskussion um zukunftsfähige Potentiale zunehmend ernst zu nehmende Partner. Nicht zufällig sind diese Orte der Kreativität bzw. der „Kreativen“ städtische Räume, die über Jahrzehnte von der Stadtentwicklung ausgegrenzt oder nicht beachtet wurden. Orte der urbanen Brache, von Zwischennutzungsoptionen, von Bauten, die nicht ins Raster der Immobilienverwertung passen. In Augsburg hat sich diese Entwicklung in den letzten zehn Jahren auf dem ehemaligen amerikanischen Kasernengelände des Reese-Areals angebahnt und mit der Gründung des Kulturpark West 2007 endgültig festgesetzt. Kleinere kreativwirtschaftliche Experimente am Rande des brachliegenden Textilviertels oder im Alten Hauptkrankenhaus am Rande der „inner city“ konnten sich nicht durchsetzen, weil die Basis zu klein war und der Focus der Stadtentwicklung woanders lag. Das könnte sich in der Nachfolge zum Prozess im Westen der Stadt und im Diskurs um das kulturelle Profil der Innenstadt jedoch ändern.

Beim Kreativareal im Augsburger Westen trafen drei Entwicklungen aufeinander, die sich ergänzten und eine politische Umsetzung real erscheinen ließen: beharrliche und intelligent konzipierte Initiativen der Kultur- und Kunstszene trafen auf einen Zwang der Stadtpolitik, sich dieses Areal für die Zukunft anzuverwandeln und dabei so etwas wie eine Vision zu entwickeln. Drittens war da eine kreative Vernetzung von politischen Entscheidungsträgern mit Kulturakteuren, die auf dem gleichen Level denken und agieren konnten. Diese Konstellation war neu für die Stadt. Für wenige Jahre öffnete sich ein Zeitfenster, in dem man ganz schnell und durchdacht handeln musste. Resultat war die private Gründung der gemeinnützigen Kulturpark West GmbH, die langfristige planerische Absicherung des städtebaulichen Areals und die Herstellung eines politischen Konsens in der Stadtgesellschaft. Unter dieser Voraussetzung konnte sich der Kulturpark innerhalb von zwei Jahren als Zentrum für „creative cultures“ mit über 1500 dort residierenden Nutzern etablieren. Dieser Ort wirkt nun als Motor für die weitere kreativwirtschaftliche und kulturelle Dynamik. Das Know How der Kulturpark GmbH und das dort kumulierte „kreative Kapital“ erfährt zunehmend Beachtung für planerische Entwicklung.

Nächste Schritte sind die Gründung einer „Dependance“ in der Industriebranche „Ballonfabrik“ am Riedinger Gelände im Augsburger Norden noch im Jahr 2010 sowie ein Nutzungskonzept für die ehemalige „Chapel“ und das „Gebäude F116“ im Sheridan Park, einem weiteren Konversionsareal. Unter Federführung der Kulturpark GmbH ist es gelungen, für die ehemalige Ballonfabrik eine weitere Kreativnutzung vorzubereiten, die vom alternativen, bürgerschaftlichen Kulturzentrum bis zu kreativen Bürogemeinschaften der Kulturwirtschaft das ganze Spektrum des „kreativen Milieus“ bedienen kann. Im Sheridanpark kann ein Mix aus bürgerschaftlichen Ideenwerkstätten, partizipativer Quartierskultur und einem zukunftsweisenden Museumsmodell eine völlig neue Qualität des urbanen Alltags entstehen lassen. Textilviertel, Schlachthofgelände und das alte Depot am Senkelbach sind weitere „Bausteine“, von der Achse Rote Torwallanlagen – Stadtmetzg – Stadtbad und ihrer Bedeutung für ein kulturelles Gesamtkonzept „Innenstadt“ gar nicht zu reden. Es liegt alles ausgebreitet da und wartet auf Initiative, einen Plan, ein Modell oder wenigstens eine kommunale „Zukunftswerkstatt“ mit Power.

Durch die Schaffung solcher „Innovations-Inseln“ wird auch der Diskurs um die ewige Frage „Wem gehört die Stadt?“ neu aufgerollt. Der Gedanke von Partizipation und „Do-It-Yourself“ bleibt nicht länger plakative Forderung, sondern wird von den Kulturakteuren selbst eingelöst – jenseits von städtischer Zuschusspolitik und sozialpädagogischem Paternalismus. Die Stadtpolitik ist als Partner dieser Entwicklung vor allem im moderativen Sinn gefragt. Sie muss Infrastrukturpolitik, Stadtentwicklung, innovative Bildungsmaßnahmen und Kultur in einem neuen Vierklang denken und sich selbst im Umgang mit solchen kreativen Bürgerprojekten neu erfinden. Kommunale Verwaltung muss jenseits von persönlichen Befindlichkeiten und zufälligen Übereinstimmungen von Amt und Kompetenz zu einer verlässlichen Größe für solch zukunftsweisende Aktionen werden. Aber auch bürgerschaftliche Initiativen müssen sich vom Gedanken der städtischen oder staatlichen Allzuständigkeit lösen und intelligente, selbstorganisierte Initiativen gründen. Damit bekommt die Rede von der „creative city“ für Augsburg endlich konkrete Sinnhaftigkeit, es wurde eine lokale Ausdrucks- und Verlaufsform gefunden, die unabhängig von kommunalpolitischen Konstellationen ein Modell für die Zukunft sein könnte.

Industrial Pop & Kreative Praxis

Dass dies nicht leere Parolen sind, beweisen gerade entstehende Diskursplattformen mit ausgesprochenem Realitätssinn – die Diskussion um die kulturelle Vielfalt und ihr Ausdrucksprofil in der Innenstadt verbindet sich mit der praktischen Kreativität der Akteure im aktuellen Diskurs um den Stellenwert urbaner Kulturen, die Rolle kultureller Bildung und die multikulturelle Öffnung von städtischen und privaten Einrichtungen. Unter dieser Perspektive wird das Potential industriekultureller Schätze enthistorisiert und auf die aktuelle Popdemokratie bezogen – die Ideen von „Augsburg Factory“ und „PopCity“ erhalten unter diesen Vorzeichen eine ganz neue Aktualität. Sie werden endlich praktisch! Und das Besondere an dieser Entwicklung ist die Befuerung durch die Akteure selbst. Nicht die Politiker und die Verwaltung rufen die „Kreativmaschine Augsburg“ auf – es sind die Netzwerker selbst, die hier Druck machen und die Herausforderung annehmen. Die Initiativen des Popkulturbeauftragten

zur „Plattform Kreative Stadt“, die Konzeptionierung von „urban cultures network“ im Kulturpark West, die Projekte von „Mehr Musik!“, von „MU-SE“ und des Kultur- & Schulservice Augsburg schaffen aktuell ein kreatives Reizklima, das sich sehr positiv auf den Diskurs um die Stadtentwicklung auswirken kann. Die Schnittstellen zwischen Industriemoderne (Gaswerk, Textilquartier, Schlachthof, Ballonfabrik, Bahnpark), Konversion von militärischer Nutzung zu ziviler Innovation und postmoderner Popkultur (Klubszene, Räume auf Zeit, Modular, LAB) sind offensichtlich. Eingriffe in die Stadtentwicklung im Sinne eines „guerilla culturing“, einer Besetzung von Raum und Räumen mit Ideen, Projekten, Akteuren und Publikum sind der nächste Schritt.

LOFT, 3TageFreieRäume, Aktion 11000, Oranger Raum, Mubackl und aktuell *Jean Stein* in der Kapuzinergasse 15 lassen grüßen: Innovative Besetzung und Inszenierung freier Räume auf Zeit – nicht als Promogag, sondern als aktiver Eingriff in den öffentlichen Stadtraum. Die künstlerische Kreativität der in Kulturpark West, Ballonfabrik und anderen Enklaven arbeitenden Kulturakteure, Ideenproduzenten und Kunstaktivisten soll verstärkt im Stadtbild und der Stadtgesellschaft wahrgenommen und abgebildet werden. Auf Anregung der Kulturpark West GmbH findet deshalb in Zusammenarbeit mit dem Popkulturbeauftragten (Stadt) und dem City-Manager (Private Immobilienbesitzer) eine konzertierte Aktion statt, die in den Diskurs um ein kulturelles Konzept für die Innenstadt integriert wird: RaumScouting, AktionsCasting, RaumInszenierung!

Leer stehende Geschäfte, Ladenlokale, Schaufenster, Betriebe oder Brachflächen sollen systematisch gesucht, kartiert und auf ihre Eignung für Kreativaktionen hin eingeschätzt werden. Den Eigentümern soll die kreative Zwischennutzung als interessante Werbeidee und kulturelle Partnerschaft empfohlen, ordnungspolitische Fragen sollten schon im Vorfeld abgeklärt werden. Als Resultat soll eine „Leerstandkartierung“ mit Nutzungsdauer und Nutzungsbedingungen stehen, die deutlich macht, wo im Stadtgebiet welche interessante Aktion im öffentlichen Raum stattfinden kann. Ähnlich dem „Interkulturellen Stadtplan“ könnte über eine Website so ein „kreativer“ Stadtplan entstehen, der sich dauernd verändert, als Fixpunkte aber bestehende Einrichtungen wie Galerien, Museen, Veranstaltungsorte aufweist. Eine Zusammenarbeit mit Medien wie

dem a-guide oder der Neuen Szene wäre denkbar. Für die Objekte sollen Künstler/Gruppen etc. ausgewählt werden, welche Lust und Kompetenz haben, diese Räume auf Zeit auf der Basis der Betriebskostenübernahme zu bespielen, zu inszenieren, mit Installationen zu versehen oder einfach als Kreativtreff zu betreiben etc.. Dieser Prozess sollte in Form einer einfachen Kuratierung durch Kulturpark und Popkulturbeauftragten erfolgen, so dass die Immobilienbesitzer einen klaren Ansprechpartner bzw. eine kompetente Vermittlungs- und Kommunikationsinstanz haben.

RaumInszenierung – Die Gestaltung der Räume ist völlig den Akteuren überlassen. Kulturpark, City-Management und Popkulturbeauftragter können technisch-organisatorische und öffentlichkeitswirksame Hilfestellung geben. Einen Schritt weiter geht die Idee vom Kreativ-Maschine-Mobil: Ein alter Stadtwerke Gelenkbus kann als mobile Kreativbox die Connections zwischen Kulturpark, Ballonfabrik, Sheridanpark und der Innenstadt herstellen: Kreative kommen mit ihrem Programm an Plätze in der Stadt, das Publikum kann schauen, hören und/oder mitmachen, ausprobieren etc. Mit dieser Idee kann gleichzeitig der ursprüngliche Gedanke von „Modular“ partizipativ, ganzjährig und vielfältig umgesetzt werden. Kunst und Kreativität nimmt Einfluss auf Stadtentwicklung und erhält einen neuen Stellenwert im Diskurs um „Kunst im öffentlichen Raum“, gibt Antwort auf die aktuelle Frage „Wem gehört die Stadt?“. Denkbar sind auch Land-Art-Aktionen auf Freiflächen im Textilviertel und natürlich alle Formen von StreetArt und Guerilla Gardening sowie die „Besetzung“ von Stadteilläden.

Von der Stadtpolitik erfordert diese Ausrichtung eine völlig neue Herangehensweise. Es bedarf eines Masterplans „Augsburg 2020“, in dem Stadtplanung, Kultur- und Bildungsplanung mit Wirtschaftsförderung eine gemeinsame Vision beschreiben, sonst wird alles Stückwerk bleiben. Die Urbanen Kulturen werden ihre Nischen pflegen, industriekulturelle Potentiale werden verscherbelt, zerstört, dem Verfall preisgegeben und die Popkultur wird sich andere Spielwiesen suchen. Mehr können bürgerschaftliches Engagement und partizipative Innovation nicht anbieten als einen strukturellen „Baukasten“ für die Zukunft unserer Stadt. Der Mut, die Risikobereitschaft und die Ideenvielfalt der kreativen Szene sind ein Pfund zum Wuchern. Da muss man schnell zugreifen.

verliebt – verlobt – verkauft?

Formen der Eheschließung von Frauen türkischer Herkunft in Deutschland

besprochen von Anna Ruile

Regelmäßig tauchen in der Presse skandalträchtige Berichte über zwangsverheiratete Frauen auf. Meist wird diese Problematik auf Frauen türkischer Herkunft bezogen und direkt mit der Integrationsfrage verknüpft. Schilderungen von Schreckensszenarien gescheiterter Integration und archaischer Familienverhältnisse dominieren oftmals. Dabei werden türkischstämmige Frauen als unterdrückte und ungebildete Ehefrauen dargestellt, die keinerlei Einfluss auf die Wahl ihres Ehepartners hätten. Ina Jeske widmet sich in ihrer Studie detailliert dieser Thematik und entzieht dabei althergebrachten Vorurteilen die Grundlage. Sie zeigt die zahlreichen Wege der Partnerwahl von der Liebesheirat über die arrangierte Ehe bis hin zur Zwangsheirat auf und bettet diese in ihre jeweiligen kulturellen und gesellschaftlichen Kontexte ein. Dabei wird deutlich, dass die Grenzen zwischen diesen Formen der Partnerwahl fließend und in der Realität meist Mischformen zu beobachten sind. Die Zwangsheirat ist jedoch mehr der Ausnahmefall als die Regel und entspringt oft innerfamiliären Spannungen und Machtmissbräuchen.

Nichtsdestotrotz widmet Ina Jeske sich diesem Phänomen in vertiefter Form. Sie analysiert vier Autobiographien von betroffenen Frauen und zeigt deren persönliche Erfahrungen auf. Dabei kommt sie zu dem interessanten Schluss, dass häufig weibliche Familienangehörige, wie Mütter, Schwestern, Großmütter oder Schwiegermütter, eine entscheidende Rolle beim Zustandekommen der Zwangsehen spielen. Es bleibt festzuhalten, dass oft auch der männliche Partner zur Vermählung gezwungen wird und sich dessen Frustration in innerfamiliärer Gewalt äußern kann. Möglichkeiten der Befreiung aus diesen ungewollten Eheschließungen werden ebenfalls kurz skizziert. Sie geht in diesem Zusammenhang auch auf begünstigende Faktoren wie ein höheres Alter der Betroffenen bzw. bessere Bildungsabschlüsse ein. Abschließend werden rechtliche Rahmenbedingungen und mögliche Präventionsmaßnahmen von Zwangsehen geschildert.

Die Arbeit bietet einen fundierten Überblick über unterschiedliche Formen der Partnerwahl von Frauen türkischer Herkunft. Die Autorin greift dabei auf die neueste Forschungsliteratur zurück und kommt jenseits von vorschnellen Urteilen zu interessanten neuen Erkenntnissen. In Zeiten plakativer Berichterstattung und vorwiegend sensationshungriger Medien ist ihr klarer und objektiver Blick äußerst erfrischend und dringend nötig!

Jeske, Ina: verliebt – verlobt – verkauft? Formen der Eheschließung von Frauen türkischer Herkunft in Deutschland. Marburg: Tectum-Verlag 2009, 157 S.

Medizinische Sprichwörter **Das große Lexikon deutscher Gesundheitsregeln**

besprochen von Franziska Bartels

„Frühstücken wie ein König, Mittagessen wie ein Fürst und Abendessen wie ein Bettelsmann.“ Diesen Spruch oder eine seiner Abwandlungen kennt wohl jeder. So auch viele andere Sprichwörter, die sich auf das gesundheitliche Wohl beziehen und in verschiedensten Situationen schnell bei der Hand sind. Wir stellen ihren Wahrheitsgehalt bisweilen in Frage, beachten sie aber sonst nicht weiter.

Prof. Dr. Helmut A. Seidl beschäftigt sich seit über 30 Jahren mit medizinischen Sprichwörtern und zieht diese mit seinem Werk aus dem Schatten bereits vorhandener Untersuchungen und Sammlungen anderer Sprichwörterarten, wie den Bauernregeln. Dem eigentlichen Lexikon steht eine ausführliche Einleitung voran, in welcher der Begriff des medizinischen Sprichworts eingegrenzt wird. Auch die Arbeitsmethode sowie die zu Rate gezogenen Quellen werden beschrieben. Für Eilige folgen Übersichtstabellen, die ausschnittsweise anzeigen, was in Sprichwörtern als der Gesundheit zu- oder abträglich befunden wird. Wie der Korpus des Werkes zu verwenden und zu verstehen ist, inklusive einer Erläuterung der verwendeten Kürzel, erklärt Seidl in einem eigenen Kapitel, bevor der Leser mit den Sprichwörtern konfrontiert wird.

Fast 5000 Gesundheitsregeln wurden vom Autor gesammelt, alphabetisch angeordnet und mit interessanten Hinweisen wie der Quelle, der Ursprungsregion des Sprichworts, einer Erklärung oder einem Verweis auf widersprechende Sprichwörter versehen. Auch Verweise auf andere Varianten eines Sprichworts fehlen nicht. So eröffnet der Autor neben der Nutzung seiner Sammlung als Nachschlagewerk auch die Möglichkeit, durch Stöbern interessante Erkenntnisse über den deutschen Volksmund zu erlangen. Bei der Suche nach einem bestimmten Sprichwort sollte man dieses jedoch grob kennen, da die alphabetische Anordnung über das erste Schlagwort eines Sprichwortes erfolgt. Allen angeführten Sprichwörtern ist gemein, dass nicht ihr medizinischer Wahrheitsgehalt angegeben wird. Es handelt sich ausdrücklich nicht um einen Ratgeber.

Ob man die Sprichwörter in seinem Lexikon befolgt, überlässt Seidel dem Leser selbst, im Gegensatz zu einer Mutter, wenn sie darauf hinweist: „Geh nicht mit nassen Haaren aus dem Haus, sonst holst du dir einen Schnupfen.“

Seidl, Helmut A.: Medizinische Sprichwörter. Das große Lexikon deutscher Gesundheitsregeln. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2010, 518 S.

Kultur des Vergnügens

Kirmes und Freizeitparks, Schausteller und Fahrgeschäfte – Facetten nicht-alltäglicher Orte

besprochen von Peter Bommas

Es ist bunt, es ist voll, es ist laut – das Vergnügen hat einen Ort gefunden, an dem es sich manifestiert: den Jahrmarkt und dessen post-modernen Verwandten, den Themenpark. Der vorliegende Band bearbeitet umfassend die Kultur dieses öffentlichen und zugleich nicht-alltäglichen Raumes – und beantwortet die Frage, was die Faszination solcher Orte ausmacht. Die Beiträge untersuchen die Geschichte der Salzburger Dult, des Hamburger Hugo-Haase Parks, des Wiener Praters, sie verfolgen die Geschichte des Karussells, des Jahrmarktkinos, der Geisterbahn, der Achterbahn oder der fast vergessenen Jahrmarktorgel. Und sie arbeiten eine Sozialgeschichte der Schaustellerei heraus, analysieren die Motivationen der Besucher und zeigen, wie das Phänomen in Film, Literatur und Bildender Kunst thematisiert wird. Ein Muss für den Volkskundeinteressierten!

Szabo, Sacha (Hrsg.): Kultur des Vergnügens. Kirmes und Freizeitparks, Schausteller und Fahrgeschäfte – Facetten nicht-alltäglicher Orte, Bielefeld: Transcript 2009, 334 S.

Neu bei 54

vorgestellt von Gerda Schurrer

Eine Auswahlliste aus den Neuzugängen – die Inhaltsverzeichnisse und/oder Inhaltsbeschreibungen ersehen Sie über die Vollanzeige der Katalogaufnahme (Link : „Mehr zum Titel“) in unserem OPAC.

Aesthetics and anthropology

Greverus, Ina-Maria (Hrsg.): *Aesthetics and anthropology. Performing life – performed lives*, Münster: LIT-Verlag 2009. 288 S., (TRANS, Bd. 9)

Signatur: 54/LB 31000 G837

Beziehungsgeflecht Minderheit

Tschernokoshewa, Elka (Hrsg.): *Beziehungsgeflecht Minderheit. Zum Paradigmenwechsel in der Kulturforschung, Ethnologie Europas*, Münster: Waxmann 2009. 148 S., ill. kt., (Hybride Welten 4)

Signatur: 54/LB 56005 T878

Dinge – Räume – Zeiten

Schöne, Anja (Hrsg.): *Dinge – Räume – Zeiten. Religion und Frömmigkeit als Ausstellungsthema*, München: Waxmann 2009. 247 S., zahlr. Ill.

Signatur: 54/LC 38050 S365

Arrangierte Autonomie?

Eisenrieder, Claudia: *Arrangierte Autonomie? Über Eheerfahrungen von Migrantinnen türkischer Herkunft*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2009. 165 S., ill., (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 33)

Signatur: 54/LB 56340 E36

Esskultur und kulturelle Identität

Kalinke, Heinke M. (Hrsg.): Esskultur und kulturelle Identität. Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa, München: Oldenbourg 2010. 255 S., (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 40)

Signatur: 54/LC 17315 K14

Europäische Esskultur im Wandel

Grossmann, Lydia: Europäische Esskultur im Wandel. Der Wandel der europäischen Esskultur seit dem späten 19. Jahrhundert im Spiegel der Baedeker, dargestellt an den Beispielen Englands und Spaniens, Saarbrücken: VDM Verl. Müller 2008. 140 S., graph. Darst.

Signatur: 54/LC 17005 G878

Unbedachtes Wohnen

Hasse, Jürgen: Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft, Bielefeld: transcript 2009. 251 S., zahlr. Abb., (Kultur- und Medientheorie)

Signatur: 54/LB 65000 H354

Hexenforschung aus österreichischen Ländern

Dienst, Heide (Hrsg.): Hexenforschung aus österreichischen Ländern, Münster: LIT 2009. 272 S., Ill., graph. Darst. (Österreichische Hexenforschung 1)

Signatur: 54/LC 33160 D562

Horizonte ethnografischen Wissens

Dietzsch, Ina (Hrsg.): Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme, Köln: Böhlau 2009. 265 S., ill. (alltag & kultur 13)

Signatur: 54/LB 25000 D566

Ich packe meinen Koffer

Blask, Falk (Hrsg.): Ich packe meinen Koffer. Eine ethnologische Spurensuche rund um OstWest-Ausreisende und Spätaussiedelnde, Berlin: Ringbuch-Verl. 2009, 159 S.

Signatur: 54/LB 56015 B6445

Die Vermessung der Kultur

Schmoll, Friedemann: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928-1980, Stuttgart: Steiner 2009. 331 S.

Signatur: 54/LB 28015 S356

Kulturelle Vielfalt als Gestaltungsaufgabe

Koch, Gertraud (Hrsg.): Kulturelle Vielfalt als Gestaltungsaufgabe. Ethnologische Beiträge aus diversen Praxisfeldern, St. Ingbert: Röhrig 2010. 230 S., (Wissen-Kultur-Kommunikation, Bd. 4)

Signatur: 54/LB 57000 K76

Fremdkörper Moschee?

Lauterbach, Burkhard R.: Fremdkörper Moschee? Zum Umgang mit islamischen Kulturimporten in westeuropäischen Großstädten, Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 180 S., (Kulturtransfer 5)

Signatur : 54/LB 56000 L389

Mein Ziel blieb, ein Handwerk zu erlernen

Ohorn, Falk: Mein Ziel blieb, ein Handwerk zu erlernen. Biographien fränkischer Handwerker aus den letzten beiden Jahrhunderten, Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte 2007, 210 S., zahl. Ill., (Das Bayerische Handwerk 1806-2006)

Signatur: 54/LC 23015 O38

In die Jahre gekommen?

Kania-Schütz, Monika (Hrsg.): In die Jahre gekommen? Chancen und Potenziale kulturhistorischer Museen. Beiträge der 18. Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 28. bis 30. Mai 2008 im Freilichtmuseum Glentleiten, Münster: Waxmann 2009. 176 S., Ill., graph. Darst., kt., (Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern. 32)

Signatur: 54/ LB 34000 K16

Schwäbische Volkskundemuseum Oberschönenfeld

Spiegel, Beate; Drachsler, Claudia: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld. 1984-2009: Gesammeltes aus 25 Jahren, Schwäbisches Volkskundemuseum 2009. 58 S., zahlr. Ill., (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schaben, Bd. 42)

Signatur: 54/LB 20110 S755

Trachten als kulturelles Phänomen der Gegenwart

Ines Keller (Hrsg.): Trachten als kulturelles Phänomen der Gegenwart, Bautzen: Domowina-Verl. 2009. 179 S., ill., kt., (Schriftenreihe des sorbischen Instituts, Bd. 49)

Signatur: 54/LC 12005 K29

Aalen

Limesmuseum Aalen Zweigmuseum des W.L.

Sankt-Johann-Str. 5 / 73430 Aalen / Tel.: 07361-961819 / Fax: 07361-961839
eMail: limesmuseum@t-online.de / Internet: <http://www.ostalbkreis.de/kreis/Museen/limesmuseum.htm>

Ausstellungen:

bis 14.11.10

Ton + Technik - Römische Ziegel. Die Ausstellung informiert über den Produktionsprozess vom Ton bis zum gebrannten Ziegel und über das weite Spektrum an Formen bzw. Verwendungsmöglichkeiten. Herstellerstempel, Abdrücke von Menschen und Tieren sowie sekundär eingeritzte Texte und Bilder vermitteln zudem ein breit gefächertes Bild römischer Kultur und Wirtschaftsgeschichte.

Augsburg

Architekturmuseum

Thelottstr. 11 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-2281830 / Fax: 0821-22818333
eMail: ams@lrz.tum.de / Internet: <http://www.architekturmuseum.de/augsburg/menu>
Öffnungszeiten: Di-So: 14-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 22.08.10

Iannis Xenakis - Architektur und Musik. Der Architekt und Komponist Iannis Xenakis (1922-2001) wurde durch seine Klangkunst international bekannt. In der Symbiose von Architektur und Musik fand seine Vision einer multimedialen Kunst ihren Ausdruck. Die Ausstellung zeigt Zeichnungen und Partituren von Iannis Xenakis wie auch das Modell des 1958 für die Weltausstellung entworfenen Philips-Pavillons.

„Die Kiste“ – Museum der Augsburger Puppenkiste

Spitalgasse 15 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-450345-31

eMail: info@diekiste.net / Internet: <http://www.diekiste.net>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-19 Uhr

Ausstellungen:

bis 14.11.10

Höhlenforschung und Puppenspiel. Der kleine König Kalle Wirsch, Monty Spinneratz, der kleine Maulwurf & Co. laden in ihre unterirdische Welt ein. Erdmännchenburgen, rätselhafte Höhlenmalereien von Steinzeitkindern und Tropfsteine warten darauf, erforscht zu werden. Von der Entdeckung der Schatzkammer Aladins bis zur Hügellandschaft des kleinen Maulwurfs wird eine Menge geboten: Archäologie, unterirdische Höhlen sowie zahlreiche Lebewesen unter der Erde.

Jüdisches Kulturmuseum Augsburg

Halderstr. 6-8 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-513658 / Fax: 0821-513626

Öffnungszeiten: Di-Fr: 9-16 Uhr; So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 19.09.10

„Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?“ Pessach – Erinnerung an den Auszug aus Ägypten. Zu Beginn des Frühjahrs erinnern sich Juden beim Pessach-Fest jedes Jahr von Neuem an den Auszug aus Ägypten. Die Ausstellung erläutert die Rituale und Traditionen des Pessach-Festes und gibt Einblicke in die Gestaltung der Festtage in der Augsburger Gemeinde in Vergangenheit und Gegenwart.

Maximilianmuseum

Fuggerplatz 1 (Philippine-Welser-Str. 24) / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-324-4103/ Fax: 0821-324-4105

eMail: kunstsammlungen.stadt@augzburg.de / Internet: <http://www.kunstsammlungen-museen-augsburg.de>

Öffnungszeiten: Di: 10-20 Uhr; Mi-So: 14-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 10.10.10

**„Künstlich auf Welsch und Deutsch“ – Kunst-
austausch zwischen Bayern und Italien im 15./
16. Jahrhundert.** Das Maximilianmuseum ist einer von drei Standorten der Bayerischen Landesausstellung 2010 „Bayern – Italien“ (siehe auch Staatliches Textil- und Industriemuseum Augsburg und Ehemaliges Kloster St Mang Füssen). Noch heute kann man bei einem Rundgang durch Augsburg erleben, warum sich die alte Reichsstadt mit dem Titel „nördlichste Stadt Italiens“ schmückt: Viele Gebäude und Brunnen wurden im Stil der italienischen Renaissance gestaltet und geben der Stadt ein zuweilen mediterranes Flair. Seit dem ausgehenden Mittelalter etablierte sich Augsburg als Handelsstadt von Weltgeltung. Kaufleute wie die Fugger knüpften enge Kontakte nach Italien. Den Höhepunkt erreichte das „Welsche“ in Augsburg um 1600, als mit dem Baumeister Elias Holl und dem Bildhauer Adrian de Vries zwei herausragende Künstler das mittelalterliche Gesicht der schwäbischen Reichsstadt durch ihre Werke mit der italienischen „Moderne“ verwoben. Die Bayerische Landesausstellung im Maximilianmuseum beleuchtet die kulturellen Beziehungen zwischen Bayern und Italien im 15. und 16. Jahrhundert mit herausragenden Beispielen unter anderem von Hans Holbein d.Ä. und Tizian.

tim – Staatliches Textil- und Industriemuseum

Augsburger Kammgarnspinnerei (AKS) / Provinostraße 46 / 86153 Augsburg / Tel.: 0821-81001- 50 / Fax: 0821-81001- 531

eMail: info.tim@tim.bayern.de / Internet: <http://www.timbayern.de>

Öffnungszeiten: täglich 9-17:30 Uhr; Geschlossen: Faschingsdienstag, Ostermontag, Maifeiertag (01.05.), Heiligabend (24.12.), 1. Weihnachtstag (25.12.), Silvester (31.12.)

Ausstellungen:

bis 10.10.10

„Sehnsucht, Strand und Dolce Vita“ – Bayern – Italien vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Das tim ist einer von drei Standorten der Bayerischen Landessausstellung 2010 „Bayern – Italien“ (siehe auch Maximilianmuseum Augsburg und Ehemaliges Kloster St Mang Füssen). Kultur, Sonne und Meer zogen die Reisenden gen Süden. Umgekehrt lockte die Hoffnung auf ein besseres Leben italienische Ziegler, Eiskonditoren und Industrie-Gastarbeiter in den Norden. Italienisches Lebensgefühl zog bei uns ein: Elegante Mode und schnittiges Fahrzeug-Design faszinieren die Bayern bis heute ebenso wie Pizza, Latte Macchiato und andere Köstlichkeiten.

Universität Augsburg

Universitätsstr. 10 / 86159 Augsburg

Internet: <http://www.uni-augsburg.de>

Ausstellungen:

bis 17.07.10

EMBLEMATA – Wieviel Text verträgt ein Bilderbuch? Die Universität Augsburg bewahrt eine Reihe schöner und einschlägiger Emblem-bücher in den Beständen der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek auf. Studierende im Rahmen eines Seminars des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft haben einige dieser Schätze gehoben und kommentiert. Die daraus entstandene Ausstellung erlaubt einen Ein-

blick in Geschichte, Vielfalt und Rätselhaftigkeit einer faszinierenden Literatur- und Kunstgattung, die zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist.

Bad Windsheim

Fränkisches Freilandmuseum

Eisweiherweg 1 / 91438 Bad Windsheim / Tel.: 09841-66800 / Fax: 09841-668099
eMail: info@freilandmuseum.de / Internet: <http://www.freilandmuseum.de>
Öffnungszeiten: März-Okt.: 9-18 Uhr; Okt-Nov: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 12.12.10

Trophäe, Kunst und Kitsch. Eine kleine Kulturgeschichte des Geweihs. Geweihe zieren seit Jahrhunderten als Jagdtrophäen Stuben und Wohnzimmer in Bürger- und Bauernhäusern. Doch geht die Wirkung und Faszination des tierischen Kopfschmuckes viel weiter: Geweihe als Kronleuchter oder Messergriffe, Knöpfe, Schmuck aus Horn – die Ausstellung zeigt, was alles möglich ist.

Berlin

DHM – Deutsches Historisches Museum

Unter den Linden 2 / 10117 Berlin / Tel.: 030-203040 / Fax: 030-20304543
Internet: <http://www.dhm.de>

Ausstellungen:

06.07. – 10.10.10

1990 – der Weg zur Einheit. Anlässlich des 20. Jahrestages der deutschen Wiedervereinigung am 3. Oktober 2010 blickt das Deutsche Historische Museum zurück auf entscheidende Ereignisse des Jahres 1990, die den Weg zur Einheit markierten.

Eine mit zahlreichen Objekten, Fotografien und Medienstationen bestückte Ausstellung zeichnet diesen Weg in 12 Stationen nach und führt dabei dem Besucher ein komplexes Zusammenspiel richtungsweisender politischer Entscheidungen und sich rapide verändernder gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen vor Augen.

Bielefeld

Historisches Museum Bielefeld

Ravensberger Park 2 / 33607 Bielefeld / Tel.: 0521-51-3630 /-3635 / Fax: 0521-516745

eMail: historisches.museum@bielefeld.de

Öffnungszeiten: Mi-Fr: 10-17 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 29.08.10

Alarm! Freiwillig 150. Die Freiwillige Feuerwehr in Bielefeld. Die Ausstellung zeigt einerseits die technische Entwicklung der Brandbekämpfung von 1860 bis heute, ob es sich um Fahrzeuge, das Gerät, die Ausrüstung oder die Kleidung der Feuerwehrleute handelt. Andererseits richtet sich der Fokus zudem auf die Menschen, die in der Freiwilligen Feuerwehr Dienst tun.

Cloppenburg

Museumsdorf Cloppenburg

Bether Str. 3 / 49661 Cloppenburg / Tel.: 04471-94840 / Fax: 04471-948474

eMail: museumsdorf@nwn.de / Internet: <http://www.museumsdorf.de>

Öffnungszeiten: März-Okt: 9-18 Uhr; Nov-Feb: 9-16 Uhr

Ausstellungen:

bis 31.10.10

„Alles fließt“ – Kulturgeschichte des Wassers.
„Das Prinzip aller Dinge ist das Wasser, denn Wasser ist alles und ins Wasser kehrt alles zurück“, stellte der griechische Philosoph Thales von Milet vor über zweieinhunderttausend Jahren fest. Diese Aussage impliziert, wie vielschichtig das Thema „Wasser“ ist. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht die unterschiedliche Nutzung des Wassers durch den Menschen in drei großen Themenkomplexen: dem Wasserbau, der Badekultur und dem Wasser in der Mechanik.

Dresden

Stiftung Deutsches Hygiene-Museum

Lingnerplatz 1 / 01069 Dresden / Tel.: 0351-4846-670
Mail: service@dhmd.de / Internet: <http://www.dhmd.de>
Öffnungszeiten: Di-So, Feiertage: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 02.01.11

Was ist schön? Schönheit ist zu einem allgegenwärtigen Thema unserer Lebensführung geworden – als verführerisches Versprechen oder aber als unerreichbarer Wunschtraum. Die Ausstellung präsentiert eine kritische Bestandsaufnahme des heutigen Schönheitsdiskurses und zeigt, welche Themenbereiche die Auseinandersetzung mit Schönheit heute prägen: beispielsweise traditionelle ästhetische Konzepte, Einfluss von Mode und Medien oder die Rolle evolutionsbiologisch bedingter Vorprägungen.

Füssen

Museum der Stadt Füssen

Ehemaliges Kloster St. Mang / Lechhalde 3 / 87629 Füssen / Tel.: 08362-903145
eMail: t.riedmiller@fuessen.de / Internet: <http://www.fuessen.de>
Öffnungszeiten: täglich 9-17:30 Uhr

Ausstellungen:

bis 10.10.10

„Kaiser, Kult und Casanova“ – Bayern-Italien von der Antike bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert. Das Ehemalige Kloster St. Mang ist einer von drei Standorten der Bayerischen Landessaussstellung 2010 „Bayern – Italien“ (siehe auch Maximilianmuseum sowie Staatliches Textil- und Industriemuseum Augsburg). Den Besucher erwartet eine ganz besondere Zeitreise. Historische Figuren berichten über ihre Zeit: Ob römischer Legionär, gelehrter Humanist oder mächtiger Kaiser, Herrscher, Casanova oder Galeerensträfling – alle liefern Einblicke in das vielschichtige Beziehungsgeflecht zwischen Bayern und Italien.

Hanau

Historisches Museum Hanau – Schloss Philippsruhe

Philippsruher Allee 45 / 63454 Hanau / Tel.: 06181-295-564 / Fax: 06181-295-554
eMail: museen@hanau.de / Internet: <http://www.museen-hanau.de>
Öffnungszeiten: Di-So: 11-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 22.08.10

Hinter dreimal neun Ländern. Märchen aus Russland. Russland mit seinen zahlreichen Provinzen verfügt über eine reiche volkstümliche

Erzähltradition. Diese wurde von dem Volks- und Mythenforscher Aleksandr Afanas'ev, der auch der „russische Grimm“ genannt wurde, in den Jahren 1855-1870 erstmals systematisch gesammelt und herausgegeben. Die Ausstellung der Brüder-Grimm-Gesellschaft präsentiert einen Querschnitt durch volkstümliche und literarische Tradition des Märchens in Russland, die einen besonderen Niederschlag auch in der Illustrationsgeschichte gefunden hat.

Kassel

Museum für Sepulkralkultur

Weinbergstraße 25-27 / 34117 Kassel / Tel.: 0561-918930 / Fax: 0561-9189310
eMail: info@sepulkralmuseum.de / Internet: <http://www.sepulkralmuseum.de>
Öffnungszeiten: Di-So: 10-17 Uhr, Mi: 10-20 Uhr

Ausstellungen:

bis 12.09.10

„The Sun Ain't Gonna Shine Anymore – Tod und Sterben in der Rockmusik“. Zu sehen sind 200 Platten- und CD-Cover, zahlreiche Songbeispiele, ergänzt durch übersetzte Songtexte, Videoclips und dreidimensionale Exponate. Mit der Ausstellung werden für die Museumsbesucher markante Stationen der Rock- und Popgeschichte vom Ende der 1950er Jahre bis heute an einem wichtigen Thema innerhalb der Rockmusik nachgezeichnet. Leitlinie des Projektes ist das Verhältnis von Musikgenre, Szene und Jugendbewegung einerseits und der existenziellen Erfahrung von Tod andererseits. Deutlich wird an den Exponaten, dass Zeitgeist, Genre und Stilart der Musik jeweils einen ganz eigenen Umgang mit dem Thema bewirkt haben.

Maihingen

Rieser Bauernmuseum

Klosterhof 8 / 86747 Maihingen / Tel.: 09087-778 / Fax: 09087-711

Internet: <http://www.rieser-bauernmuseum.de>

Öffnungszeiten: März-Nov: Di-Do: 13-17 Uhr; Sa/So: 13-17 Uhr; Juli-Sep: Di-So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 17.10.10

Im Fokus – Die Bildberichterstatteerin Erika Groth-Schmachtenberger und ihr Werk. Die Fotografin Erika Groth-Schmachtenberger (1906 – 1992) ist bekannt für ihre Schwarz-Weiß-Aufnahmen des ländlichen Lebens an all seinen Facetten: Landschaft, Architektur, Arbeitsalltag, feste, Bräuche und Trachten. Die Ausstellung nimmt Leben und Werk der Fotografin in den Blick und präsentiert Fotografien ab den 1930er Jahren.

Mannheim

Reiss-Engelhorn-Museum Mannheim

Zeughaus C5 / 68159 Mannheim / Tel.: 0621-293315 / Fax: 0621-2939539

eMail: reissmuseum@mannheim.de / Internet: <http://www.reiss-museum.de>

Öffnungszeiten: Di/Do/Fr/Sa: 10-17 Uhr; Mi: 10-21 Uhr; So & Feiertage: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 30.12.10

Robert Häusser – Die Berliner Mauer. Fotografien und Zitate. In der ersten Tagen des Mauerbaus hielt sich der Künstler Robert Häussler mehrere Tage im Westsektor Berlins auf und fotografierte die Berliner Mauer. Es entstand ein eindringlicher Bilderzyklus, dessen Bilder denkwürdigen Zitaten bekannter Politiker und Künstler gegenübergestellt werden.

bis 13.06.10

Berlins verborgener Olymp in Mannheim. Die Rückkehr der Götter. Ausgestattet mit besonderen Gaben und Mächten, zugleich jedoch nicht frei von irdischen Lastern: Die Welt der olympischen Götter war voller Intrigen und Seitensprünge. Rund 180 kostbare Marmorskulpturen und Bronzestatuetten, Terrakotten, Vasen, Gebrauchsgegenstände und Schmuck, die aus dem 6. vor Chr. bis 3. Jahrhundert nach Chr. stammen, geben einen umfassenden Einblick in die faszinierende Welt der antiken Götter.

München

Deutsches Museum

Museuminsel 1 / 80538 München / Tel.: 089-21791 / Fax: 089-2179324
eMail: info@deutsches-museum.de / Internet: <http://www.deutsches-museum.de>
Öffnungszeiten: Mo-So: 9-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 30.08.10

Ozeane der Zukunft. Die Ausstellung zeigt, wie sich die Weltmeere in Zukunft verändern werden und welche Chancen und Risiken die Ozeane für den Menschen bergen. Das Themenspektrum reicht vom Meeresspiegelanstieg und Küstengefährdung über Bodenschätze und Ressourcen in der Tiefsee bis hin zur Fischerei und dem internationalen Seerecht. Die Besucher erleben in Kurzfilmen eindrucksvolle Ausschnitte aus dem Forschungsalltag der Meereswissenschaftler und lernen anschaulich an echten Forschungsgeräten oder originalgetreuen Modellen die moderne Technik kennen, die heute in der Meeresforschung eingesetzt wird.

Neuburg

Hammerschmiede und Stockerhof Naichen

Aussenstelle des Schwäbischen Volkskundemuseums / 86476 Neuburg/Kammel / Tel.: 08283-928606 / Fax: 08283-928608

eMail: svo@kska.s-world.de / Internet: <http://www.Bezirk-Schwaben.de>

Öffnungszeiten: März-Nov: Mi-So: 13-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 07.11.10

Die süße Verführung – Zucker, Schokolade und Co. Importierter Zucker war bis weit in das 19. Jahrhundert luxuriöses Genussmittel für wenige Menschen. Heute verspeisen die Deutschen dank der heimischen Zuckerrübe rund 32 Kilogramm „Süßes“ pro Kopf in Form von Trink- und Tafel-schokoladen, Limonaden, Speiseeis, Gebäck, Bonbons und Fruchtgummis. Im Laufe der Zeit wurden auch Werbung und Verpackung der süßen Sachen bunter und verführerischer. Die Ausstellung ist durch Exponate aus der Region ergänzt und zeigt die Herstellung der Leckereien ebenso wie kulturell bedingte Wertungen.

Nürnberg

Germanisches Nationalmuseum

Kartäusergasse 1 / 90402 Nürnberg / Tel.: 0911-1331-0 / Fax: 0911-1331-200

eMail: info@gnm.de / Internet: <http://www.gnm.de>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-18 Uhr, Mi: 10-21 Uhr (ab 18 Uhr Eintritt frei!)

Ausstellungen:

08.07. – 07.11.10

Mythos Burg. Die Ausstellung widmet sich den Ursprüngen und der Entwicklung des heutigen Burgbildes auf der Basis neuester Forschungserkenntnisse. Präsentiert werden 300 teilweise

noch nie gezeigte Objekte aus eigenen Beständen, ergänzt durch Leihgaben internationaler Sammlungen. Erstmals entsteht dadurch ein Panorama des „Mythos` Burg“ druch die Jahrhunderte vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Oberschönenfeld

Schwäbisches Volkskundemuseum

86459 Gessertshausen / Tel.: 08238-3001-0 / Fax: 08238-3001-10

eMail: museum@schwaebisches-volkskundemuseum.de / Internet: <http://www.schwaebisches-volkskundemuseum.de>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-17 Uhr, Montags außer an Feiertagen geschlossen

Ausstellungen:

bis 10.10.10

Flüssiges Brot. Bier, Brauereien und Wirtshäuser in Schwaben. Bierland Bayern: Kaum ein anderes Genuss- und Nahrungsmittel ist so untrennbar mit dem Freistaat verbunden wie das „flüssige Brot“. Die umfangreiche Sonderausstellung ist der noch weitgehend unbekanntten Geschichte des „bayerischen Nationalgetränks“ in Bayerisch-Schwaben gewidmet.

Rosenheim

Lokschuppen Rosenheim

Rathausstraße 24 / 83022 Rosenheim / Tel.: 08031-3659036 / Fax: 08031-3659030

eMail: lokschuppen@rosenheim.de / Internet: <http://www.adel.hdbg.de>

Öffnungszeiten: Mo-Fr: 9-18 Uhr; Sa, So und Feiertage: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 10.10.10

Gewürze. Für die spanischen Eroberer Amerikas waren Gewürze das „grüne Gold“. Die Araber

nannten sie den „Duft des Paradieses“. Pfeffer, Zimt, Muskat, Nelken, Chili und Vanille machten Händler und Seefahrer zu reichen Leuten. In der Ausstellung reisen die Besucher in die Zeit und Welt der Gewürzhändler, Eroberer, Naturforscher und der kulinarischen Köstlichkeiten. Sie können die Welt der Gewürze riechen, schmecken, sehen, hören und ertasten. Aufwändige Inszenierungen erschaffen mit historischen Originalexponaten und den Gewürzstationen neue Erlebniswelten. Von einem virtuellen Schiffsdeck aus beobachten die Besucher am Horizont vorbeiziehende Schiffe von Vasco da Gama, Kolumbus und Magellan.

Schöngesing

Bauernmuseum Jexhof

Bauernmuseum Jexhof / 82296 Schöngesing / Tel.: 08153-93250 / Fax: 08153-932525
eMail: info@jexhof.de / Internet: <http://www.jexhof.de>
Öffnungszeiten: April-Okt: Di-So/Feiertage: 13-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 07.11.10

Im Westen was Neues: Revolution auf dem Lande 1919/19. Einigermaßen gut bekannt sind die Ereignisse der Revolutionszeit vom November 1918 bis zum Frühjahr 1919 in den bayerischen Großstädten. Aber wie sah es auf dem Land aus? Wer wurde von den revolutionären Strömungen erfasst? Zu welchen Ergebnissen hat die Revolution geführt? Diesen und weiteren Fragen soll anhand des Brucker Umlandes nachgegangen werden.

Speyer

Historisches Museum der Pfalz

Domplatz / 67324 Speyer / Tel.: 06232-13250 / Fax: 06232-132540
eMail: info@museum.speyer.de oder jurnus@museum.speyer.de / Internet: <http://www.museum.speyer.de>
Öffnungszeiten: Di-So: 10-18 Uhr; Mi: 10-19 Uhr

Ausstellungen:

bis 12.09.10

Idole – Große Fotoausstellung. Idole lassen uns aufschauen, genießen unsere Bewunderung und stehen für etwas Unerreichbares. Anhand von fast 200 außergewöhnlichen, weitgehend unbekannteren Aufnahmen präsentiert die Ausstellung Menschen aus Politik, Unterhaltung, Wissenschaft, Wirtschafts und Sport, die zu Symbolen ihrer Zeit geworden sind.

Ulm

Museum der Brotkultur

Salzstadelgasse 10 / 89073 Ulm / Tel.: 0731-69955 / Fax: 0731-6021161
eMail: info@brotmuseum-ulm.de / Internet: <http://www.brotmuseum-ulm.de>
Öffnungszeiten: Mo-So: 10-17 Uhr; Mi: 10-20.30 Uhr

Ausstellungen:

19.09.10 – 07.11.10 **Urgetreide. Dinkel, Emmer, Einkorn – die Erfindung des Getreides.** Alte Getreidearten wie Einkorn, Emmer oder Dinkel, die infolge ihrer vergleichsweise geringen Ergiebigkeit im 20. Jahrhundert fast ganz verschwunden waren, erfreuen sich unter dem modischen Label des „Urgetreides“ in jüngster Zeit neuer Beliebtheit. Die Ausstellung widmet sich u.a der Frage, welche Geschichte unsere gängigen Getreidesorten „Weizen, Gerste, Hafer, Roggen) hinter sich ha-

ben und stellt fest, dass Getreide von Anfang an weniger Naturprodukt, als vielmehr eine Erfindung des Menschen war.

- 28.11.10 – 15.01.11 **Puppenküche – Kinderspiel. Eine Ausstellung mit Ihren Erinnerungsstücken.** Seit Jahrhunderten werden Spielsachen geschaffen, die es dem Kind ermöglichen, den Alltag der Erwachsenen spielerisch einzuüben. Neben alten Puppenküchen, Spielzeugherden, Kinderkücheninventar und anderen Spielsachen aus der eigenen Sammlung zeigt das Museum für Brotkultur Leihgaben aus Privatbesitz.

Wien

Museum für Völkerkunde Neue Burg

Heldenplatz / A - 1014 Wien / Tel.: +43 1 534-300 / Fax: +43 1 5355320
eMail: v*@ethno-museum.ac.at / Internet: <http://www.ethno-museum.ac.at>
Öffnungszeiten: Mi-Mo: 10-18 Uhr

Ausstellungen: bis 13.09.19

James Cook und die Entdeckung der Südsee.
James Cook verdankt seinen bis heute anhalten den Ruhm seinen drei zwischen 1768 und 1779 unternommenen Weltumsegelungen auf der Suche nach dem vermuteten Südkontinent und einer Nordwestpassage zwischen Asien und Amerika. Mit rund 500 Exponaten aus Museen und Sammlungen aus aller Welt erzählt die Ausstellung von James Cooks Reisen zu den letzten Grenzen der Erde und bietet einen Blick auf eine Welt der Südsee, die damals von der westlichen Zivilisation noch unberührt war.

Museum für Volkskunde

Laudongasse 15-19 / 1080 Wien / Tel.: +43 (0) 14068905 / Fax.: +43 (0)14085342

eMail: office@volkskundemuseum.at / Internet: www.volkskundemuseum.at

Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr, Montag geschlossen

Ausstellungen:

bis 12.09.10

Der 1. Mai – Demonstration. Tradition. Repräsentation. Anhand der materiellen Kultur dieses Feiertages und seiner visuellen Präsenz in der Öffentlichkeit vermittelt die Ausstellung die sozialen, alltags- und massenkulturellen Aspekte der Maifeiern. Dabei begibt sie sich auf eine epochenübergreifende Spurensuche entlang historischer Meilensteine vom Beginn der Inszenierung des 1. Mai im Jahr 1890 über seine Institutionalisierung bis zu seiner Bedeutung in der Gegenwart.

IMPRESSUM

Herausgeberin

Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel

Redaktion

Veronika Winter, Theresia Sulzer, Anna Ruile

Anschrift der Redaktion

Europäische Ethnologie/Volkskunde

Universität Augsburg - Universitätsstraße 10 - 86135 Augsburg

Tel.: 08 21 - 598 - 5482 - Fax.: 08 21 - 598 - 5501

E-mail: volkskunde@phil.uni-augsburg.de

Die Augsburger Volkskunde im Internet

<http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/volkskunde/>

Druck

Maro-Druck - Zirbelstraße 57a - 86154 Augsburg

ISSN-Nr. 0948-4299

Die Augsburger Volkskundlichen Nachrichten erscheinen im Selbstverlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Datenträger sowie Fotos übernehmen die Redaktion bzw. die Herausgeber keinerlei Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt. Eine Haftung für die Richtigkeit der Veröffentlichungen kann trotz sorgfältiger Prüfung der Redaktion nicht übernommen werden. Die gewerbliche Nutzung ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin zulässig. Das Urheberrecht für veröffentlichte Manuskripte liegt ausschließlich bei der Herausgeberin. Nachdruck sowie Vervielfältigung, auch auszugsweise, oder sonstige Verwertung von Texten nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers. Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin oder der Redaktion wieder.
